



DAS JOHN S. WARNER
SCHWARZE SCHIFF

John S. Warner

DAS SCHWARZE SCHIFF

Eine Abenteuerroman

Inhalt

Kapitel 1 - Vorboten kommender Ereignisse	7
Kapitel 2 - Die BLACK SHIP und der Hafen von Georgia	17
Kapitel 3 - Das Treffen von Freunden und Feinden	31
Kapitel 4 - Die Flucht und die Yankee-Täuschung	44
Kapitel 5 - Das Ergebnis der Täuschung	61
Kapitel 6 - Ein mysteriöses Verschwinden	73
Kapitel 7 - Abenteuer an Land	82
Kapitel 8 - Der Doppelkonflikt	94
Kapitel 9 - Ronald auf der Suche	103
Kapitel 10 - Aus dem Gefängnis, und doch nicht frei	116
Kapitel 11 - Wieder im Hafen	125
Kapitel 12 - Ende gut, alles gut	131

Kapitel 1

Vorboten kommender Ereignisse

*Das Meer gähnte um sie herum wie eine Hölle,
sie saugte die wirbelnde Welle mit sich hinunter
wie einer, der mit seinem Feind kämpft
und ihn zu erwürgen trachtet, ehe er stirbt.
Zuerst ertönte ein allgemeiner Schrei,
lauter als das laute Meer, wie ein Krachen oder
wie ein Donnerschlag, und dann war alles still,
außer dem wilden Wind und dem unerbittlichen
Klatschen der Wogen.*

George Gordon Byron

»Gott sei uns gnädig! Das Schiff wird sich keine halbe Stunde mehr über Wasser halten, und unsere Boote sind alle nicht einsatzbereit.«

Der letzte Hoffnungsschimmer war erloschen. Die dunkle Gegenwart des Todes hing über dem todgeweihten Schiff, als der Kapitän diese Worte sprach, die ihm aus dem Herzen zu kommen schienen. Sie galten einem jungen Mädchen in den besten Jahren, das zitternd vor Angst an seiner Seite stand. Ihr hübsches Gesicht war von der schrecklichen Gefahr des Augenblicks überschattet, und ihre Schönheit wurde noch gesteigert durch die üppigen Locken, die sich aus der Enge befreit hatten und nun in wirrem Durcheinander um ihr Haupt wehten. Das wütende Wasser des Ozeans tobte und brodelte um sie herum, seine Wellenberge waren

schaumgekrönt, die Gischt stieg auf und schlug ihr mit stehender Gewalt ins Gesicht. Der Himmel war von strahlender Finsternis bedeckt, und die riesigen grauen Wolken wälzten sich Band um Band aus den Tiefen ihrer grenzenlosen Heimat. Der Wind wehte mit ungeheurer Gewalt, schluchzte und seufzte oder pfiff mit schriller Stimme durch die Takelage, als kämpften die Dämonen der Lüfte mit furchtbarem Geschrei um die Herrschaft. Die Masten knarrten und ächzten, ihre Spitzen peitschten und schwankten gegen den tintenschwarzen Himmel und drohten jeden Augenblick zu zerbrechen. Das Schiff stöhnte und kämpfte mit jeder neuen Welle, die es zu verschlingen drohte, während die Pumpen, obwohl sie durch den unermüdlichen Einsatz der Männer ständig in Betrieb gehalten wurden, den raschen Anstieg des Wassers unmissverständlich offenbarten.

Einige Wochen zuvor hatte in der aristokratischen Villa eines wohlhabenden Gentlemans in England ein fröhliches Fest stattgefunden. Anlass war die Abreise von Mr. Snowden nach Amerika in Begleitung seiner Schwester, Mrs. Bryce, und ihrer Tochter Clara. Sie ahnten nicht, welche schrecklichen Gefahren sie so bald erwarten würden, als ihnen die fröhlichen Gesichter und heiteren Stimmen ihrer Freunde eine sichere und angenehme Reise wünschten.

»Haben wir keine Hoffnung mehr, keine Chance auf Leben, an die wir uns klammern können?«, fragte Clara mit einer Stimme, die dem Kapitän zu Herzen ging.

»Nein, junge Dame. Ich habe alles getan, was in der Macht eines Sterblichen steht, aber alles umsonst. Wir werden uns bald vor unserem Schöpfer wiedersehen«, antwortete er

traurig.

»Oh, ist unser Ende so nahe – ist der Tod so unausweichlich?«

Sie senkte den Kopf auf die Brust, hob ihn dann wieder und blickte nach oben, während sich ihre Lippen in stillem Gebet bewegten und ihre Hände, demütig auf der Brust gefaltet, ihr das Aussehen einer Heiligen gaben, wie wir sie uns aus einer anderen Welt vorstellen.

Inzwischen hatte der Kapitän seinen Ersten Offizier zu sich gewunken und ihm einen Befehl gegeben, den dieser sofort ausführte.

»Ich habe Mr. Grey gerade befohlen, unsere Kanone als Notsignal abzufeuern«, sagte er und wandte sich wieder Clara zu. »Aber es scheint fast nutzlos zu sein, denn ich bezweifle, dass die Kanone in der großen Entfernung von einem Schiff gehört werden kann.«

»Der Schuss einer Kanone dringt weiter, als wir glauben, und kann die Aufmerksamkeit eines Schiffes erregen, das sich in der Nähe befindet«, erwiderte sie, und ein Hauch von Hoffnung erhellte ein wenig die Düsternis in ihrem Gesicht.

»Das hoffe ich. Wie Sie schon sagten, könnte ein Schiff in der Nähe sein, aber so, wie das Meer aufgewühlt ist, würde es zweifellos unbemerkt an uns vorbeifahren. Oh, da ist er.«

Ein heller Blitz zuckte aus der Mündung und der laute Knall der Schiffskanone hallte über das Wasser.

Keine zwei Meilen von der Stelle entfernt, an der sie trieben, lag ein britisches Kriegsschiff, das die Nähe des Handelsschiffes wegen der rauen See nicht bemerkt hatte. Die Aufmerksamkeit, die jeder der Sicherheit seines eigenen

Schiffes widmen musste, hatte auch die Offiziere unaufmerksam gemacht. Es war ein robustes Schiff, und im Gegensatz zu dem Handelsschiff war es mit so viel Segeltuch bedeckt, wie es die Vernunft und das erfolgreiche Manövrieren zuließen. Es war offensichtlich, dass der Kapitän ein umsichtiger Mann war, denn der Sturm hatte ihn nicht »auf dem falschen Fuß erwischt«. Er stand achtern, umgeben von Offizieren, beobachtete aufmerksam das Meer und das Schiff und gab manchmal Befehle, die er aufgrund seiner Erfahrung für die besten hielt. Lieutenant Harold Merton, wie er genannt wurde, war ein junger Mann von beeindruckender Erscheinung. Sein Gesicht trug diesen offenen Ausdruck, der so angenehm anzuschauen war, aber sein nachdenklicher Blick war manchmal von einem Anflug von Zorn durchzogen, der ein schnelles, aber großzügiges Temperament verriet. Er war kaum 26 Jahre alt, doch durch seine unermüdlichen Anstrengungen und die erfolgreiche Erfüllung zahlreicher ihm übertragener Aufgaben war er schnell in Ansehen und Stellung aufgestiegen.

»Ein harter Tag, Mr. Merton, für ein Schiff, das unvorbereitet erwischt wird«, bemerkte einer seiner Gefährten mit einem freudigen Unterton in seiner Stimme.

»Das ist es, Sir, und ich bin mir sicher, dass viele die Tiefen des Ozeans erreichen werden, bevor der Wind nachlässt. Ich bedaure den armen Jack, der nur ein paar Zentimeter Holz zwischen sich und der Ewigkeit hat«, erwiderte der Lieutenant, ohne den Angesprochenen auch nur einmal anzusehen, sondern seinen Blick klugerweise entweder auf das Schiff oder auf den Kurs richtete.

»Sie sprechen, Sir, als wären wir nicht im selben Boot.«

»Unsere Situation ist im Vergleich zu der vieler anderer, die sich in diesem Moment auf See befinden, relativ sicher. Aber der Wind frischt auf, denke ich. Sehen Sie zu, dass ein zusätzliches Reff in das Fock- und Besansegel eingezogen wird.«

»Es ist eine Herausforderung, aber es muss sein«, sagte er mit einem freudigen Unterton in seiner Stimme und begann, den Befehl auszuführen.

Der Befehl wurde befolgt, und die wenigen Privilegierten versammelten sich wieder in den heiligen Räumen des Achterdecks.

»Es ist wirklich erstaunlich, dass wir heute kein einziges Schiff oder Boot gesehen haben, das auf direktem Weg zu oder von den amerikanischen Häfen unterwegs ist«, wurde schließlich geäußert.

»Oh ja, wir sind zweifellos an ihnen vorbeigefahren«, erwiderte der Kommandant freudig. »Aber wir wären fast mit ihnen zusammengestoßen, bevor wir sie überhaupt gesehen haben. Das wäre eine brenzlige Situation auch für uns!«

In diesem Moment drang das starke Donnern der Kanone an ihre Ohren.

»Ruhe! Hört ihr das auch? Es klingt, als würde direkt hinter uns eine Kanone abgefeuert werden!«

»Ich schon! Das war ein Donnern, als würde die Welt untergehen!«

»Woher kam der Schuss?«

»Das muss das Signal eines Schiffes in Not sein! Oh ja! Da ist es wieder!«

»Von Norden und Westen, Sir, und in einiger Entfernung!«
»Wir werden absolut sicher sein, wenn wir noch einmal auf das Geräusch warten!«

»Wollen Sie ihnen zu Hilfe eilen?«

»Ja, unbedingt! Ich werde ihnen sicher helfen, wenn ich mich ihnen nähern kann.«

»Es wird ein unglaublich spannendes und vielleicht sogar gefährliches Unterfangen sein!«

»Und ich werde es versuchen, selbst wenn der Schatten des Todes mir im Weg stehen sollte. Denken Sie, dass es der Würde eines Offiziers im Dienste seiner Majestät entspricht, den Gedanken zu hegen, einen leidenden Mitmenschen zurückzulassen, wenn seine Bemühungen ihn vielleicht vor einem Wassergrab bewahren könnten? Aber dies ist keine Zeit für Worte«, fügte er hinzu, als der ferne Donner erneut vom Wind zu ihnen getragen wurde. »Macht das Schiff klar zur Fahrt! Ich werde, wenn möglich, gegen diese schwere See anhalten!«

Der Wind blies nun wie ein gewaltiger Sturm und die relative Position der beiden Schiffe war völlig unterschiedlich – ein aufregendes Spektakel! Der Handelssegler trieb vor dem Wind, und kein Segel war gesetzt. Sein Bugspriet war schwer beschädigt, und sein Groß- und Besanmast drohten jeden Moment zu brechen. Er war in der Tat in einem hoffnungslosen, aber auch aufregenden Zustand. Das Kriegsschiff richtete seinen Bug genau in den Wind und zeigte, was es konnte! Es kämpfte sich tapfer gegen die Wasserwand vor, die versuchte, es aufzuhalten. Als der erste Kanonenschuss vom Nordwesten her den Kommandanten erreichte,

war er sofort überzeugt: Die Kanoniere, die ihn abgefeuert hatten, drehten nach Osten ab!

Mit großer Mühe und guter Seemannschaft wurde das Schiff auf die andere Seite gebracht und eilte schnell seiner Aufgabe der Barmherzigkeit entgegen. Es dauerte nicht lange, bis das sinkende Schiff in Sicht kam. Auf seinem Deck konnte man die Besatzung sehen. Sie hatten die Pumpen verlassen, da sie wussten, dass der Tod unvermeidlich war; und die seelische Qual, unter der sie litten, ließ sie wünschen, dass das Ende schnell kommen möge. Das Erscheinen des fremden Segels jedoch erfüllte sie mit neuer Hoffnung, und mit verzweifelten Gesten baten sie ihre Retter, sich so schnell wie möglich zu ihnen zu begeben.

»Lasst das Beiboot zu Wasser«, rief Merton, »und folgt mir, Männer!«

Es schien unmöglich, dass ein Boot auch nur einen Moment in einem solchen Meer überleben konnte, aber das edle Herz, das den Befehl gab, und die tapferen Männer, die ihn befolgten, dachten nicht an die Gefahr. Vor ihnen schwebten Mitmenschen am Rande der Ewigkeit, und sie alle waren entschlossen, sie zu retten, selbst wenn sie dabei ihr eigenes Leben verlieren würden. Die Vorsehung wachte über das zerbrechliche Boot, und obwohl es von der tobenden See hin und her geworfen wurde, in einem Moment mit einem schnellen Ruck in die Luft gehoben oder im Wassertal aus den Augen verloren wurde, erreichte es dennoch das Heck des Schiffes. Mit übermenschlichen Anstrengungen gelang es der Besatzung, alle Passagiere sicher vom Schiff zu bringen. Es war nun sehr schwierig, ihr eigenes Schiff zu errei-

chen, aber schließlich gelang es ihnen doch. Die Besatzung des Bootes war jedoch so erschöpft, dass sie nicht in der Lage war, den Rest der Passagiere zu retten. Das Boot blieb jedoch nicht untätig, weil es an Besatzung mangelte. Es kam ein weiterer Trupp dieser mutigen Seefahrer, um die erschöpften Kameraden zu ersetzen. Aber leider waren ihre selbstlosen Motive vergebens. In dem Moment, als sie ins Boot steigen wollten, wurden sie von ihrem Kommandanten mit dem Ausruf »Zurück an Deck, meine Jungs!« zurückgehalten. »Das Schiff wird sinken, bevor wir es erreichen können, und es würde nur unser eigenes Leben gefährden, wenn wir in der Nähe wären. Gott helfe ihnen, mehr können wir nicht tun.«

Während er sprach, waren alle Augen auf die unglücklichen Wesen auf dem Deck des sinkenden Schiffes gerichtet. Sie hatten bemerkt, dass die Männer vom Betreten des Bootes abgehalten worden waren, und die schreckliche Wahrheit brach über sie herein, dass ihre Retter nur zu spät kommen würden, um sie zu retten. Mit welch stechender Qual sahen sie dem Moment entgegen, der ihr Letzter auf Erden sein sollte. Langsam, aber sicher sank das edle Schiff. Hoch, höher und noch höher kroch das wütende Wasser. Jetzt waren sie nur noch wenige Zentimeter unter den Decks – jetzt waren sie auf gleicher Höhe mit ihnen – und nun, als ob das Schiff Mitleid mit ihrem Leiden hatte, gab es einen letzten, lebhaften Ruck und verschwand schnell aus dem Blickfeld. Ein wilder, qualvoller Schrei, der hoch über dem Wind ertönte, erreichte die Ohren derer, die soeben noch gerettet worden waren, bevor das Wasser sie verschlang. Die Masten

und Spieren verschwanden schnell, eine nach der anderen, vom riesigen Rumpf nach unten gezogen. Das Schiff war für immer aus dem Blickfeld verschwunden.

Ein Schauer lief den Anwesenden über den Rücken, und der Schreckensschrei, der ihren Lippen entfuhr, zeigte, wie sehr sie mit den unglücklichen Wesen mitfühlten, die sie nicht retten konnten.

Unbemerkt und unbeachtet von Lieutenant Merton waren Mr. Snowden und die Damen in die Kabine hinabgestiegen, wobei die Damen, als sie sie erreichten, ihren bis dahin kontrollierten und überreizten Gefühlen in einer Flut von Tränen nachgaben. Es dauerte eine Weile, bis ihr Kommandant die Besatzung wieder zu ihrer gewohnten Fröhlichkeit und Disziplin zurückführen konnte, so stark waren diese rauen, aber herzensguten Männer von dem schrecklichen Anblick beeindruckt, und es vergingen Stunden, bis er daran erinnert wurde, sich um das persönliche Wohlbefinden derer zu kümmern, die er gerettet hatte. Als er in die Kabine hinabstieg, bat er um Verzeihung für seine scheinbare Nachlässigkeit und erklärte den Grund für seine Verzögerung.

»Sprechen Sie nicht von Vernachlässigung, Sir, gegenüber denen, denen Sie bereits eine so große Verpflichtung auferlegt haben.

Seien Sie versichert, dass wir Ihnen für Ihre Dienste ewig dankbar sein werden«, sagte Mr. Snowden und reichte dem jungen Mann, dem eine Träne der Rührung in die Augen schoss, die Hand.

Merton erwiderte mit einer Verbeugung: »Sie werden es niemandem sagen.

»Das ist richtig«, antwortete Mrs. Bryce schnell. »Es ist eines dieser Ereignisse im Leben, bei denen Worte nicht ausreichen, um die Freude, die Dankbarkeit und das Gefühl der Wertschätzung auszudrücken, das wir für denjenigen empfinden, der dazu beigetragen hat, dass es geschehen ist.«

»Und eine«, sagte Merton mit großem Ernst, »wo die Dankbarkeit derer, die davon profitiert haben, die Güte selbst zunichtemacht. Bei mir ist es das Gewissen, das mir den nötigen Lohn gibt, und indem ich diese kleine Beobachterin zufrieden stelle, fühle ich mich reichlich belohnt.«

»Und doch, Sir, wäre es sehr seltsam, wenn wir unsere Gefühle nicht ausdrücken würden.«

»Ich hoffe, Sie haben die Aufregung nicht gespürt, die Ihre schreckliche Gefahr hervorgerufen hat?«

»Ich für meinen Teil kann Ihnen versichern, dass ich keine habe; aber meine Tochter ist von nervösem Temperament, und ich fürchte um sie. Wie fühlst du dich jetzt, Clara?«

Die junge Frau antwortete, dass sie sehr schwach sei, wiederholte aber den Dank ihrer Mutter für ihre Rettung.

»Wir haben eine Weile miteinander gesprochen ... und ich glaube, wir würden uns wohler fühlen, wenn wir uns mit Namen anreden könnten. Ich möchte Ihnen meine Schwester vorstellen. Mrs. Bryce und Miss Bryce, meine Nichte. Mein Name ist Snowden«, sagte der Herr.

»Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen«, erwiderte Merton und fügte mit einem bewundernden Blick auf Clara hinzu: »Und ich hoffe aufrichtig, Sir, dass unsere Bekanntschaft nicht nur von kurzer Dauer sein wird. Ich bin Leutnant Harold Merton, im Dienste Ihrer Majestät.«

Der junge Mann erkundigte sich nach dem Hafen, den sie anlaufen wollten. Da er mit seinem eigenen Schiff dort nicht anlegen konnte, nahm er Kurs in eine Richtung, in der er wahrscheinlich auf ein Handelsschiff treffen würde, dem er sich anvertraute. Während der Zeit, die der junge Mann und das Mädchen zusammen verbrachten, hatte sich das Gefühl der Bewunderung auf seiner Seite und der Dankbarkeit auf ihrer Seite in aufrichtige Zuneigung verwandelt. Und obwohl nichts zwischen ihnen vorgefallen war, als der Moment des Abschieds kam, fand sich Merton im folgenden Sommer als Besucher in Mr. Snowdens Haus wieder. Als der Abschied kam, war unser junges Paar verlobt, mit der herzlichen Zustimmung von Onkel und Mutter.

Kapitel 2

Die BLACK SHIP und der Hafen von Georgia

An der Nordküste von Georgia, wo der Medway River in das Meer mündet, erstreckt sich ein Kap oder besser gesagt eine Landzunge, deren felsige Seiten vom Atlantik umspült werden. Etwas weiter draußen liegt eine kleine Insel, die einen ausgezeichneten, sicheren und gut versteckten Hafen bietet. Die Einfahrt war jedoch von gefährlichen Riffen und Untiefen gesäumt, die von einem kühnen Seemann, der versuchte, in ihren Schutz einzudringen, ein gründliches Verständnis seines Handwerks und die Kenntnis der drohenden Gefahren verlangten.

Es war im Mai 1776, etwa zwei Jahre nach den auf den vorherigen Seiten beschriebenen Ereignissen, als die beiden Männer auf dieser Landzunge saßen und sich manchmal in ernsthaften Gesprächen unterhielten oder auf die Weite des Wassers hinausschauten. Sie trugen weit geschnittene Jacken und Hosen aus blauem Tuch; die Kragen ihrer groben, festen Hemden aus dem gleichen Material waren umgeschlagen und gaben den Blick auf ihre muskulösen Hälse frei. Auf ihren Köpfen ruhten keck runde Mützen ohne Krempe, die oben von einem Knoten aus schwarzem Band gekrönt wurden. Die harten, vom Wetter gegerbten Gesichtszüge und die dunkelbraune Hautfarbe verrieten deutlich ihre Berufung, die sie oft *mit dem Wind kämpfen* ließ. Sie unterschieden sich nicht nur in ihrer Nationalität, sondern auch in ihrem Aussehen auffallend voneinander.

James Conway – wie der Name schon sagt – war gebürtiger Ire, von lebhaftem Temperament und großzügiger Natur. Er war ein großer, kräftiger Mann mit dunkler Hautfarbe und rabenschwarzem Haar, mit tiefliegenden Augen, die manchmal einen grimmigen Ausdruck hatten. Tatsächlich war er ein Mann, den man als Freund schätzte, aber als Feind fürchtete.

Sein Begleiter war nicht so groß, aber kompakter gebaut, seine breiten Schultern und seine breite Brust deuteten auf große Stärke hin. Im Gegensatz zu seinem Gefährten war er blond; seine Augen waren von hellem Blau und blickten sanft, doch in der allgemeinen Form seines Gesichts lag ein Ausdruck von *Vorsicht*, wenn wir diesen Begriff verwenden dürfen, der bei einem Mann, den man fürchten muss, das

gleiche Gefühl des Respekts hervorruft wie bei seinem Gefährten. Er hörte auf den Namen Ronald und erblickte das Licht der Welt in den schottischen Highlands.

»Es wird lange dauern, bis wir die BLACK SHIP erblicken, und vielleicht wird es von keinem unserer Seeleute mehr gesehen werden.«

»Beim Himmel, aber du hast recht. Ronald, zwischen Stürmen und feindlichen Schiffen mag sie am Meeresgrund sicher genug sein.«

»Ich habe keine Angst vor dem Schiff, das sie trifft, denn es muss ein gutes sein, um sie zu versenken.«

»Nun, wie dem auch sei, ich wünschte, sie würde in Sichtweite kommen, denn dies ist nicht das beste Land auf der Erde für einen Mann. Ich sage euch, was es ist. Mann, gib mir das alte Irland vor allem und Amerika als Nächstes.«

»Und würdest du Schottland ganz und gar im Stich lassen, Jamie?«, fragte der Schotte, der sich über die seiner Meinung nach abfällige Bemerkung über sein Land ärgerte.

»Ich nicht, Ronald; aber wir alle haben ein Land, das wir am meisten mögen, und meins ist Irland. Es ist schwer, in deinem Land zu reisen; und bei mir, aber du solltest stämmige Beine haben, wenn du so viel zu tun hast, was das Klettern angeht.

»Aber wir haben eine schöne frische Brise, Junge, wenn wir den Berg erreichen, und es macht einen Mann kühn und mutig, die frische Luft der Highlands zu schnuppern.«

»Nun, es sind beide gute Länder«, antwortete der Ire; und dann wechselte er plötzlich das Thema, denn er wusste genau, dass sein Begleiter immerzu von seinem Heimatland

schwärmen würde, und fragte: »Hast du die Dame gestern gesehen?«

»Nein, Jamie, ich nicht; aber ich habe es am Tag zuvor getan. Ich sage dir, sie sind alle Anhänger des Königs in diesem Haus, und wir müssen vorsichtig sein, was wir sagen oder tun, sonst werden sie uns finden.«

»Beim Himmel, Ronald, aber es wäre schlecht für sie, wenn sie versuchen würden, uns auf die Spur zu kommen, und es könnte Blut fließen, bevor es vorbei ist«, erwiderte sein Begleiter mit funkelnden Augen und heißem Blut im Gesicht.

»Es wäre ein schrecklicher Tag für sie, wenn sie es versuchen würden, und wir könnten mit ihnen den Teufel mit Jock Webster spielen, aber ich würde mich nicht ärgern, bis es so weit ist«, erwiderte der vorsichtigere Schotte.

»Aber weißt du, warum das Schiff überhaupt an diesem Ufer anlegen will?«

Ronald wollte gerade antworten, als ein Rascheln im Gebüsch links ihre Aufmerksamkeit erregte. Kurz darauf tauchte ein Mann auf und näherte sich ihnen.

»Guten Tag«, sagte er mit rauer Stimme und auf eine Weise, die beide angenehm berührte.

»Guten Tag auch Ihnen«, erwiderte Ronald.

Sind Sie hier aus der Gegend?«, lautete die nächste Frage.

»Sehen Sie nicht, dass wir nicht hierhergehören?«, erwiderte Conway kurz angebunden.

»Ich sehe, Sie sind Seemann.«

»Ja.«

»Und zu welchem Schiff gehören Sie?«

Der Ire wollte gerade seinen Namen nennen, denn er war

stolz auf sein Schiff und auf die großartigen Taten, die es seit Beginn der Revolution vollbracht hatte, als Ronald ihn mit einem scharfen Kneifen zum Schweigen brachte und er seinem Begleiter erlaubte, als Sprecher für alle folgenden Fragen zu fungieren.

»Auf das Erste, das kommt.«

»Dies ist eine raue Küste, an der man nicht mit einem Schiff vor Anker gehen sollte. Wenn Sie nicht auf ein Schiff warten möchten, würde ich Ihnen raten, einen Hafen nördlich oder südlich von hier zu suchen.«

»Das würde uns nicht reichen«, antwortete Ronald kurz.

Die Antwort enthielt eine versteckte Bedeutung, die er fallen ließ, um herauszufinden, auf welcher Seite der Fremde stand.

»Und warum nicht für Sie?«

»Weil man heutzutage nie weiß, wo man einen Freund oder einen Feind trifft.«

»Aber wenn du Amerika treu bist, warum musst du dann fort?«

»Ich bin nicht hier geboren, wie Ihr an meiner Sprache erkennen könnt.«

»Trotzdem könnten Sie mit den Kolonien sympathisieren.«

»Und ich vielleicht nicht«, antwortete Ronald erneut langsam, aber direkter als in seiner vorherigen Antwort.

»Vielleicht gibt es viele andere in diesem Land, die so antworten würden wie Sie«, erwiderte der Neuankömmling in einem so leisen Ton, dass Conway ihn nicht hören konnte.

»Ich wurde unter der alten Flagge geboren, und warum sollte ich sie verlassen wollen?«

»Gesprochen wie ein Mann«, sagte sein Fragesteller, der nun fest davon überzeugt war, dass der Schotte und sein Begleiter enge Freunde des Königs waren. »Wenn Sie sich ein paar Tage lang verstecken, werde ich versuchen, Sie in Sicherheit zu bringen.«

Als er geendet hatte, wünschte er ihnen einen schönen Tag und versprach, sie bald wiederzusehen. Bald darauf war er verschwunden. Die beiden Männer brachen in herzliches Gelächter aus, während Ronald bemerkte: »Ich sage dir, Jamie, der Kerl dachte, er könnte mir eine reinwürgen, und ich glaube, dass er es ernst meinte, aber man darf einem Mann nicht alles glauben, was er sagt.«

Die beiden Seeleute ahnten nicht, was der Mann wirklich wollte. Hätten sie es gewusst, wäre mit Sicherheit Blut geflossen. Mr. Snowden, der nicht weit von ihnen entfernt wohnte, hatte zwei Männer in der Nähe seines Hauses herumschleichen sehen. Als überzeugter Tory hatte er den Mann, den wir bereits vorgestellt haben, zusammen mit einer ausreichenden Anzahl von Männern angeheuert, um sie zu verfolgen. Wenn sie, wie er vermutete, Freunde der Slates und Feinde des Königs waren, sollten sie verhaftet werden. Sollte es zu Widerstand kommen, sollten sie kurzerhand beseitigt werden, jedoch so vorsichtig, dass die loyalen Amerikaner in der Umgebung nicht auf den Plan gerufen wurden.

»Ich würde gerne wissen, ob es schon Kämpfe an Land gegeben hat«, bemerkte Conway, nachdem er eine Weile auf das Meer hinausgeblickt hatte.

»Du kannst glauben, dass es so ist, Junge, denn du denkst nicht, dass sich zwei Armeen nicht treffen würden, wenn sie

so lange so nah beieinander sind.«

»Glaub mir, du hast recht, Ronald, und es gibt Tote und Verwundete im Norden. Aber schau mal da drüben, bei dem Fleck, denn es sieht aus wie ein Segel.«

»Es ist ein Segel«, antwortete der Schotte, nachdem er eine Weile hingeschaut hatte, »und es könnte die BLACK SHIP sein.«

»Ich hoffe nur, dass du recht hast und ich wieder einmal das Deck eines Schiffes unter meinen Füßen spüren kann. Es ist schwer für einen Seemann, so lange an Land festgehalten zu werden.«

»Ist das Signal bereit?«

»Ja.«

»Und wäre es nicht gut, einen Spaziergang zwischen den Bäumen zu machen, bevor das Schiff in See sticht, denn der Kerl da könnte uns beobachten?«

»Ja, das wäre gut, Ronald. Warte hier, während ich gehe.«

»Lass mich lieber gehen.«

»Nein, nein, du bleibst hier und passt auf das Schiff auf.«

Der Wind blies frisch, und das Schiff war nicht lange in der Nähe, bis der Schotte es als sein eigenes Schiff identifizieren konnte. Conway kehrte zurück,

berichtete, dass niemand in Sicht war. Beide gingen zum äußersten Ende der Klippe und machten sich bereit, dem Schiff ein Signal zu geben.

Das Schiff, das den einzigartigen Namen BLACK SHIP trug, war ein amerikanischer Kreuzer, der für den Zweck ausgerüstet war, den Handel des Feindes zu stören. Sie konnte jedoch nicht als reiner Freibeuter bezeichnet werden,

da sie direkt dem Befehl des Kontinentalkongresses unterstand und teilweise dazu eingesetzt wurde, Befehle zu überbringen oder direkt gegen eines der größeren Kriegsschiffe des Feindes vorzugehen, das von Zeit zu Zeit ungewöhnlich lästig werden konnte. Sie war unter der unmittelbaren Aufsicht ihres derzeitigen Kommandanten ausgerüstet worden und war ein ebenso solides Schiff, wenn auch nicht so groß, wie jedes andere, das damals in den amerikanischen Gewässern schwamm. Ihr Name war offensichtlich in Harmonie mit ihrer Farbe gewählt worden, die tiefschwarz war – nicht nur auf den Rumpf beschränkt, sondern auch auf jeden Mast, jede Stange und jeden Spant, die alle in einem ähnlichen dunklen Farbton gestrichen waren, und obwohl sie an sich düster war, bildete sie im Kontrast zu ihren schneeweißen Segeln ein angenehmes und auffälliges Erscheinungsbild. Das Modell ihres Rumpfes war von ausgeprägter Schönheit und Stärke, während ihre langen, schlanken Masten, ihre dünnen, spitz zulaufenden Spieren und das schneeweiße Aussehen ihrer Segel sie zu einem würdigen Exemplar der meisterhaften Fähigkeiten ihrer Erbauer machten. Nicht ein Tau war nicht ordentlich aufgerollt, und ihr Messing glänzte wie Gold. Ihre Decks waren so sauber, wie ich sie mit einer Bürste hätte machen können, und ihre Besatzung schien dem Beispiel des Schiffes nachzueifern, in ihrem ungewöhnlich ordentlichen und sauberen Aussehen. Ihr Kommandant, Kapitän Monmouth, war ein Mann in der Blüte seines Lebens und als einer der strengsten Vorgesetzten im amerikanischen Dienst bekannt. Er war streng in seiner Art, schnell im Verstehen und unermüdlich in seinen

Anstrengungen gegen die Schiffe des Feindes. Es gab eine geheimnisvolle Legende um seine Geschichte, über die er nie sprach, nicht einmal mit denen, die ihm am nächsten standen. Es wurde angedeutet, dass er sein Schiff in Düsternis gehüllt hatte, um mit den Gedanken übereinzustimmen, die es ihm nie erlaubten zu lächeln. Einer seiner Offiziere war der Lieutenant, durch dessen Vermittlung unsere Schiffbrüchigen vor dem Untergang gerettet wurden. Als die ersten Anzeichen für die Probleme zwischen England und seinen Kolonien die Öffentlichkeit im Mutterland aufbrachten, hatte Merton sich in den vielen Diskussionen, die an Bord des Schiffes unter seinem Kommando oder unter seinen Gefährten an Land geführt wurden, immer auf die Seite der letzteren gestellt. Schließlich wurde er so eifrig, dass er als »loyaler Rebell« bezeichnet wurde. Dieser Titel, obwohl spielerisch gegeben, machte einen Eindruck auf den jungen Mann, bis er schließlich, ohne einen Grund für die Tat zu nennen, seinen Auftrag hinwarf, sich in die westliche Welt einschiffte und, sein Schwert dem Land seiner Wahl anbietend, zum Zweiten Offizier an Bord der berühmten BLACK SHIP der Republik ernannt wurde.

»Wie lange ist es her, Mr. Merton, dass Sie Ronald und Conway verlassen haben, um ihren Weg zu diesem Teil der Küste zu finden?«, fragte sein Kommandant, als sie sich schnell der Küste näherten.

»Etwas mehr als sechs Wochen, Sir.«

»Haben Sie mit ihnen die zu verwendenden Signale vereinbart?«

»Vollkommen, Sir.«

»Dies ist zwar ein wenig gegen meine Befehle und eine Abweichung von meinem eigenen Gesetz, aber da Sie, Merton, mir sehr viel wert waren, bin ich bereit, Ihnen alle Gefälligkeiten zu erweisen, die in meiner Macht stehen.«

»Ich bin Ihnen wirklich dankbar, Sir, für Ihre Freundlichkeit, und ich hoffe, dass ich mich eines Tages revanchieren kann.«

»Sie werden mir einen Gefallen tun, indem Sie es nicht erwähnen. Und jetzt, da Sie den Signalcode zwischen Ihnen und Ronald verstehen, überlasse ich es Ihnen, das Boot sicher zu seinem Ankerplatz zu bringen.«

Merton verbeugte sich und ging weiter. Sobald sie nahe genug waren, ließ er etwas Pulver in einer Pfanne aufblitzen. Sobald der weiße Rauchkringel in Lee verschwunden war, hob er sein Glas. Nachdem er es eine Weile am Ufer entlanggeführt hatte, bemerkte er schließlich eine kleine weiße Flagge, die auf einer Landspitze flatterte. Er teilte dies sofort dem Kapitän mit.

»Glauben Sie, dass der Hafen sicher ist?«, fragte der Kapitän.

»Ja, Sir.«

»Ich meine auch, ob wir vor der Entdeckung durch feindliche Kriegsschiffe sicher sind, die hier vorbeikommen könnten?«

»Wir werden vollständig verborgen sein – teils durch die Spitze der Klippe und teils durch die Insel. Außerdem kann kein Schiff ohne Lotsenhilfe einlaufen.«

»Wie sollen wir dann zu unserem Liegeplatz gelangen?«

»Der Seemann wird mir durch Signale mitteilen, wie ich

die schroffen Felsen und Riffe umfahren kann. Wie soll das Schiff liegen?«

»Was für eine Reede werden wir haben?«

»Ich kann kaum sagen, Sir, welcher Name angemessen wäre. Man könnte es eine Gezeitenstraße nennen, da Ebbe und Flut des Flusses sie etwas beeinflussen, und es kann kaum als offene Reede bezeichnet werden.«

»Dann ankern Sie, Mr. Merton, mit offener Ankerklüse und seewärts. Wenn wir feststellen, dass dies nicht ausreicht, können wir leicht wechseln und den Anker für die Flut und Ebbe in Richtung der Strömung auf und ab legen.«

»Wie lange werden Sie hierbleiben, Sir?«

»Ich werde wahrscheinlich einige Tage bleiben, jetzt, da ich vor Anker liege: Und da das Schiff nach einer kleinen Reinigung viel besser aussehen würde, werden Sie alles in Bereitschaft sehen, um zu beginnen, wenn wir festmachen.«

Der Offizier gab sofort die erforderlichen Anweisungen. Die Männer machten sich unverzüglich an die Arbeit und schrubbten und reinigten die Lackierung, insbesondere unter den Bugsprietten und den Ketten. Die Stagesegelbäume wurden an Deck gebracht und nach leichtem Hobeln aufgestellt und gestrichen. Scheuerstellen an den Booten, den unteren Masten, Blöcke, Takelage usw. wurden geschwärzt. Es wurden Leitern und Trittbretter bereitgestellt, und da das Schiff sich in einem günstigen Breitengrad befand und in ruhigem Wasser fahren würde, wurden zunächst Vorbereitungen getroffen, um die Schiffswände zu reinigen und sie so weit wie nötig zu streichen.

Die Decks wurden zusammen mit der Leiter für die Unter-

künfte geschrubbt und in Ordnung gebracht; die Toppmasten wurden frisch gestützt, und die Markierungen für die Hebel, Streben und Buntleinen wurden überprüft; die Hän gematten wurden abgenommen, und die Hafendichtungen wurden angebracht; die Trossen und Schoten wurden sortiert, die Spannen der Toppsegel-Buntleinen wurden entfernt, und alles wurde so vorbereitet, dass das Schiff den ruhigen Hafen, auf den es zusteuerte, so ordentlich, sauber und seemännisch wie möglich anlaufen konnte, als würde es in den überfüllten Hafen einer Großstadt einlaufen. Durch diese ständige Übung seiner Mannschaft, wann immer sich die Gelegenheit bot, konnte Kapitän Monmouth das gepflegte Erscheinungsbild seines Schiffes und die strenge Disziplin seiner Mannschaft bewahren.

Zu diesem Zeitpunkt näherten sie sich schnell der Küste, und der Befehl wurde gegeben, die leichteren Segel einzuholen. Der Kapitän saß mit seinem Glas vor den Augen, bereit, seinen Offizier über die Signale zu informieren, die gegeben werden würden, während Merton neben dem Mann stand, der für das Ruder verantwortlich war, um die notwendigen Anweisungen zu geben.

»Ronald zeigt ein schwarzes Signal, Mr. Merton«, bemerkte der Kapitän schließlich.

»Lass sie ein wenig abfallen – so.«

»Er zeigt jetzt Weiß über Schwarz«, wurde gesagt, nachdem sie einige Zeit in die angegebene Richtung gefahren waren.

»Lee brassen – brassen Sie scharf. Halten Sie sie so nah wie möglich, bis sie es will. Bereithalten, um auf die Signale so

fort zu reagieren, Jungs, denn wir müssen den Signalen so genau wie möglich folgen, wie sie gegeben werden.«

Die beiden Seeleute, unter deren Führung das Schiff nun vorsichtig seinen Weg durch die vielen versteckten Gefahren, die es umgaben, fand, waren einige Zeit zuvor in einem nördlichen Hafen zurückgelassen worden, um sich zu dem Ort zu begeben, an dem sie sich jetzt befanden, und den Kanal zum Eingang des kleinen Hafens zu finden. Sie hatten den Auftrag, sich nach Möglichkeit mit Miss Bryce zu treffen und ihr den geplanten Besuch des Lieutenants zu erwähnen. Wenn es in ihrer Macht stünde, sollte sie ihnen helfen. Auf der Plantage ihres Onkels lebte ein alter Neger, der den größten Teil seiner Jugend mit Fischen verbracht hatte; daher war ihm dieser Teil der Küste vertraut. Clara hatte sich seine Dienste gesichert, und von ihm hatte Ronald gelernt, wie man dem Schiff Signale gibt, um die Felsen und das flache Wasser der Bucht zu meiden. Da sie schon vor einiger Zeit über die politische Veränderung des jungen Mannes informiert worden war, war sie dem geplanten Besuch sehr abgeneigt, obwohl sie sich danach sehnte, noch einmal in seinen liebevollen Armen zu liegen. Da sie jedoch genau wusste, wie verbittert ihr Onkel ihm gegenüber sein würde, und auch Mertons aufbrausendes Temperament kannte, das keine Beleidigung duldete, befürchtete sie, dass unangenehme Konsequenzen folgen könnten. Als Ronald ihr mitteilte, dass es zu spät sei, um das Treffen zu verhindern, riet sie dem Lieutenant, kein heimliches Treffen zu versuchen, sondern mutig das Haus zu betreten, egal, was passieren würde.

»Sie haben die Signale auf Rot geändert«, bemerkte der Kapitän.

Das Schiff musste wieder vom Wind abfallen, bis es direkt vor ihm fuhr. Das Signal wurde einen Moment lang gezeigt und dann wieder zurückgezogen. Dies wurde mehrmals wiederholt, und das Schiff wurde daraufhin auf Steuerbordkurs gebracht.

»Ein tückisches Stück Wasser, Mr. Merton; und wenn ein Schiff uns zufällig sehen sollte, würde es wahrscheinlich ein Loch in den Boden schlagen, bevor es uns erreichen könnte. Ronald hat jetzt Weiß über Rot gehisst, und die obere Farbe wird jetzt geschwenkt.«

»Das bedeutet, das Schiff zu wenden, und zwar so schnell wie möglich.«

Mertons Befehle wurden sofort und prompt ausgeführt. Das Schiff segelte, wie bereits erwähnt, auf seinem Steuerbordkurs. Um es zu verlangsamen, wurde es in den Wind gedreht, da beabsichtigt war, es kurz zu wenden, das Großsegel hochzuziehen und das Besansegel zu setzen. Die Vorsegel wurden gebrasst und die Achtersegel gesetzt. Als das Schiff am Heck Fahrt aufgenommen hatte, wurde das Ruder hart nach rechts gelegt. Als es mittschiffs Fahrt verlor und die hinteren Segel sich füllten und das Schiff Fahrt aufnahm, erklang der Befehl: »Steuerbordruder – die Vorsegel ausrichten.« Dann, als der Wind drehte und auf der Backbordseite zu spüren war: »Die Achtersegel hochziehen – das Besansegel ausfahren und auf den Großtakel gehen.«

So wurde die Richtung des Schiffes durch die von Zeit zu Zeit wechselnden Signale gesteuert. Manchmal war es auf

Backbord- oder Steuerbordkurs, manchmal kam es in den Wind und schoss mit der Kraft, die ihm der Windimpuls verlieh, vorwärts, während die Segel voll waren. Während sie genug Fahrt machte, um dem Ruder gehorchen zu können, fiel sie anmutig ab, ihre Rahen wurden geborgen und die Segel gefüllt, und mit jedem Moment wurde »der Knochen in ihren Zähnen stärker«.

»Ich sehe jetzt, Mr. Merton, weiß, schwarz und weiß über.«

»Wir haben dann unseren Zielort erreicht, Sir.«

»Ich bin froh, das zu hören. Verlieren Sie keine Zeit mit dem Ankern.«

Als sie ihre Position erreicht hatten, wurde der Wetteranker losgelassen, als er abwich. Sie fuhren weiter, bis die Toppsegel eingeholt waren, und warfen den anderen Anker aus, während sie weit genug vom Ufer entfernt waren, damit das Ankertau nicht gekreuzt wurde. Es wurde darauf geachtet, dass sie weiterfuhren, bis sie einliefen, um zu vermeiden, dass der Anker versagte. Die Segel wurden dann eingerollt und alles festgemacht.

Kapitel 3

Das Treffen von Freunden und Feinden

Zu der Zeit, als die BLACK SHIP in den kleinen Hafen einlief, war im Haus von Mister Snowden eine fröhliche Gesellschaft versammelt. Die Ankunft von zwei britischen Offizieren mit ihren Begleitern hatte die übliche Ruhe des Ortes ge-

stört; alles war nun voller Leben und Lebhaftigkeit. Ihre Anwesenheit in seinem Haus wurde so gut wie möglich geheim gehalten, da das ganze Land in Aufruhr war und Mister Snowden befürchtete, dass seine Gäste angegriffen werden könnten, wenn bekannt würde, wer sie waren. Clara war sehr besorgt. Sie wusste, dass Merton jeden Moment auftauchen würde, und wenn er auf die Offiziere traf, gäbe es mit Sicherheit einen Aufruhr. Sie rief eilig den bereits erwähnten Neger, gab ihm eine Notiz mit Anweisungen, wo er die beiden Seeleute finden konnte, und bat ihn, ihnen zu sagen, dass sie sie dem Lieutenant vorlegen sollten, sobald er ankam. Dies gelang ihm, als sie dem Schiff ein Signal gaben. Sobald Merton an Land gegangen war, wurde ihm die Notiz ausgehändigt.

Es war am frühen Nachmittag des folgenden Tages, und die Familie hatte sich im Wohnzimmer versammelt. Der Jüngere der beiden Offiziere war sichtlich von Claras Aussehen beeindruckt; hätte sie seine Annäherungsversuche erwidert, wäre es offensichtlich gewesen, dass eine Herzensangelegenheit folgen könnte.

»Dies ist eine schreckliche und böse Rebellion, Miss Bryc«, bemerkte er, zog seinen Stuhl neben sie und betrachtete ihr schönes Gesicht voller Bewunderung.

»Krieg ist eine schreckliche Sache«, antwortete sie etwas ausweichend.

»Krieg! Er ist dieses Namens nicht würdig. Man kann eine Revolte einer der liberalsten Regierungen nicht mit einem so missverstandenen Ausdruck bezeichnen. Miss Bryce, der

ehrenwerte Wettstreit zwischen zwei Ländern ist an sich schon edel; aber wenn eine Kolonie sich gegen das Land erhebt, das sie ins Leben gerufen und zu Wohlstand und Stärke geführt hat, ist es nur eine niederträchtige Rache, wenn sie ihren Wohltäter mit Bosheit und Bitterkeit angreift.«

»Es mag unterschiedliche Meinungen darüber geben, was richtig und was falsch ist, und in diesem Fall gibt es zwei Seiten der Frage«, antwortete sie kurz.

»Sie sind sicherlich nicht im Geringsten für die Handlungen dieser Kolonien?«

»Ich bin etwas dafür.«

»Miss Bryce, Sie erstaunen mich.«

»Ich würde gerne wissen, warum?«

»Weil Sie Engländerin sind.«

»Und hat Amerika nicht viele Freunde in England, sogar unter denjenigen, die hohe Ämter bekleiden? Sie vergessen den ehrwürdigen Bischof von St. Asaph, der sich so deutlich gegen das Steuersystem der amerikanischen Provinzregierung ausspricht? Seine Worte waren, soweit ich mich erinnere, wie folgt: Willkürliche Besteuerung ist Plünderung, die durch das Gesetz legitimiert wird – sie ist die Essenz und Stütze der Tyrannei und hat der Menschheit mehr Schaden zugefügt als die anderen drei Geißeln des Himmels – Hungersnot, Pest und das Schwert.«

»Bei allem Respekt, aber Sie sind ein mutiger Verteidiger der Vorgehensweise der Staaten, und ich muss mich in meiner Wortwahl zurückhalten. Sie zitieren den Bischof von St. Asaph, aber was ist mit ihm? Er war nur ein einzelner Mann, und er hatte nur eine einzelne Meinung. Es stimmt, dass die-

ses Land viele Verteidiger seines berüchtigten Kurses hat, aber zeigen Sie mir ein System, wie schlecht es auch sein mag, oder einen Mann, wie abscheulich er auch sein mag, der nicht ein paar Freunde hat. Nein, Miss Bryce, das Land, das Sie Ihre Wahlheimat nennen, hat Unrecht getan und tut es noch immer. Und es wird England als pflichtbewusste Mutter eines ungehorsamen Kindes erfordern, die wohlverdiente Züchtigung zu verabreichen, auch wenn dabei Ströme von Blut fließen und Tausende wertvoller Leben geopfert werden müssen.

»Ich habe keine Angst vor dem Ergebnis«, war die ruhige, aber bestimmte Antwort.

»Sie glauben also, dass England dieses Volk nicht unterwerfen wird?«

»Ganz sicher, Sir, und Sie werden sehen, dass ich recht habe.«

»Aber die Kolonien können nicht darauf hoffen, gegen solch überlegene Gegner erfolgreich zu kämpfen.«

»Ihre Hoffnungen sind zu einem festen Vorsatz geworden. Sie werden ihre Unabhängigkeit erreichen.«

»Ich bedaure, dass wir in unseren Ansichten nicht übereinstimmen. Ich persönlich habe eine schlechte Meinung von den Amerikanern und ihrem Land.«

Dies wurde mit der Arroganz und Selbstsicherheit gesagt, die ein in einer Debatte Besiegter immer an den Tag legt.

»Ich warne Sie, diese Meinung nicht auf das Schlachtfeld zu tragen, denn sie könnte Sie Ihr Leben kosten.«

»Wie das?«

»Weil der Amerikaner nicht dazu neigt, all seine Energien

aufzubringen, um gegen einen zu kämpfen, von dem er weiß, dass er unterlegen ist; aber ein solcher Ausdruck wie dieser würde einen Rebellen zu einem Gegner machen, der dreimal so stark ist wie er«, antwortete sie mit Nachdruck.

»Lassen Sie uns das Thema wechseln, Miss Clara«, sagte er und errötete wegen des angedeuteten Sarkasmus. Er erholte sich wieder und fragte: »Ich nehme an, Sie haben von dem berühmigten Schiff im Dienst der Rebellen gehört, das BLACK SHIP genannt wird?«

»Ich glaube schon.« Sie zuckte bei der Frage leicht zusammen.

»Sie hat unseren Schiffen schon viel Ärger bereitet. Sie ist sehr schnell in ihren Bewegungen und dreist in ihren Handlungen. Sie ist in ihrer Farbe und ihrer Rücksichtslosigkeit ein passender Vertreter der amerikanischen Sache. Ich nehme an, dass sie Ihnen nicht unbekannt ist.«

Clara spürte, wie ihre Wangen bei der offensichtlich implizierten Beleidigung erröteten, aber sie unterdrückte ihre Überraschung und Wut.

Als wolle er seine Worte noch schmerzhafter und beleidigender machen, fügte er hinzu: »Ich habe von ihrem Zweiten Offizier gehört, einem Verräter an seinem Land. Er verließ das Schiff, das er im Dienste seiner Majestät befehligte, um dem rebellischen Kongress sein Schwert anzubieten. Ich würde diesen Kerl gerne treffen und mit ihm die Klingen kreuzen, um die Ehre des Heiligen Georg zu verteidigen.«

»Die Gelegenheit bietet sich vielleicht früher, als der tapfere Gentleman es sich wünscht«, rief eine tiefe Stimme an der Tür.

Clara stieß einen leisen Schrei aus, als die männliche Gestalt von Harold Merton vortrat, um sich dem Offizier zu stellen. Er stand in der Mitte des Raumes, gekleidet in der Uniform seiner Berufung, seine Mütze in der rechten Hand, während seine linke Hand auf dem Griff seiner Waffe ruhte, sein hübsches Gesicht vor Leidenschaft gerötet, sein Auge erwiderte stolz den drohenden Blick der beiden Offiziere, er war die Verkörperung eines gerechten Nemesis.

»Wer sind Sie?«, fragte der angesprochene Offizier.

»Lieutenant Harold Merton, von der BLACK SHIP dieser Republik«, lautete die stolze Antwort.

Diese Antwort sorgte für viel Aufsehen. Mr. Snowden, der nicht wusste, dass Harold die Flagge des Heiligen Georg aufgegeben hatte und sich für die Sache der Kolonien einsetzte, war über die plötzliche Enthüllung erstaunt. Captain Moore, der Ältere der beiden Offiziere, rief, als er den Namen und den Charakter des jungen Mannes hörte, unbemerkt einen Diener zu sich. Der Mann flüsterte ihm eilig ein paar Worte zu und verließ den Raum.

»Habe ich richtig gehört, Mister Merton?«, rief Snowden, der sich erhob und auf ihn zuging. »Haben Sie sich gegen Ihr Land gewandt?«

»Ich habe mein Schicksal mit dem Amerikas verbunden. Wenn mich das zu einem Verräter macht, bin ich mit Sicherheit einer, und außerdem bin ich stolz auf diesen Namen.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie zu einer solchen Sprache fähig sind. Die Sache dieses Landes ist ungerecht; ihr Name ist zu sehr durch ihre Untreue befleckt, um die Sympathie eines ehrenhaften Mannes zu gewinnen«, war Snowdens be-

leidigende Erwiderung.

»Ich habe keinen Streit mit Ihnen, Mr. Snowden, aber wenn Sie sich mit dem Angeber dort drüben zufriedengeben, würde ich gerne eine Vereinbarung zu den Bedingungen treffen, die er vorschlägt.«

»Es würde einem Gentleman aus England schlecht anstehen, sein Schwert mit dem Blut eines solchen Kerls wie Ihnen zu besudeln«, erwiderte Lieutenant Walton.

»Feigling! Feigling! Würdiger Sklave der Tyrannei!«, war Mertons schallende Antwort.

»Sie haben Ihren Todesurteil ausgesprochen – ziehen Sie!«, schrie der Offizier in einem Wutanfall.

»Nicht jetzt«, antwortete Merton ruhig.

»Dann sind Sie der Feigling und vergessen Ihre Prahlerei. Aber das hätte ich erwarten können«, erwiderte Walton höhnisch.

»Ich vergesse nichts, Sir – nicht einmal, dass sich Damen im Raum befinden«, erwiderte Merton und fixierte den Offizier mit seinem stolzen Blick.

»Ich bin daran erinnert, Sir; danke. Aber lassen Sie uns hinausgehen, denn es gibt einige reizvolle Flecken in diesem Herrenhaus«, sagte Walton, schnappte sich seine Mütze und ging zur Tür.

»Der uns vielleicht, Sir, einen ebenso guten Halt bietet wie der Boden dieses Salons«, fügte Harold hinzu und folgte dem Offizier.

Er war nur ein paar Schritte gegangen, als eine leichte, aber feste Hand auf seinen Arm gelegt wurde. Er drehte sich um und sah den erschrockenen Blick von Clara, die, ohne auf die

Anwesenheit anderer zu achten, in flehendem Ton rief:

»Oh, Harold, geh nicht! Um meinetwillen, halte inne und denke nach, bevor du dich auf einen tödlichen Kampf einlässt. Was wird es bewirken – welche Hilfe wird es unserem Land bringen?«

»Wird es sie nicht von einem Feind befreien, und werde ich nicht den Kerl dort bestrafen, der sich selbst einen Engländer nennt?«

»Du vergisst. Du könntest getötet werden. Was soll ich dann tun?«

Die Tränen strömten über ihre Wangen.

»Es ist nur das Risiko, das jeden Moment meines Lebens begleitet. Aber ich habe wenig zu befürchten in einem Kampf mit dieser Kreatur.«

»Harold, du darfst nicht, du sollst nicht gehen!«

»Ich warte ungeduldig auf den Beweis deiner Tapferkeit!«, rief Walton aus dem Flur.

Merton schreckte auf. Trotz der Worte und Bemühungen von Clara löste er sich sanft, aber bestimmt von ihr und drückte ihr hastig einen Kuss auf die Stirn, bevor er den Lieutenant einholte. Ein weiterer Gegner stellte sich jedoch in der Person von Captain Moore vor, der vor den jungen Mann trat und sagte: »Vielleicht, Miss Bryce, hat meine Überzeugung bei diesem eigensinnigen Mann mehr Gewicht als Ihre.«

Er rief seinen Lieutenant zurück und fuhr fort: »Lieutenant Merton, ich verhafte Sie wegen Verrats, da Sie sich mit Waffen gegen Ihren König gestellt haben.« Er versuchte, Jay die Hand auf Merton Schulter zu legen, aber sie wurde mit gro-

ßer Gewalt weggeschlagen.

Mit einer Hand zog er sein Schwert, in der anderen hielt er einen Dolch, während der Ausdruck seines Gesichts und seine drohende Haltung den Offizier vor ihm zurückschrecken ließen.

»Ich warne euch alle«, sagte er, »wenn euch euer Leben lieb ist, dann hütet euch davor, Gewalt gegen mich anzuwenden. Ich bin es. Es ist wahr, aber einer gegen drei, aber ich bin euch allen ebenbürtig!« Er warf Blitze der Entschlossenheit und Bereitschaft um sich.

»Harold Merton«, sagte Mister Snowden, der ein paar Schritte näher an den jungen Mann herantrat und mit viel Gefühl sprach. »Meine Familie und ich werden nie vergessen, dass wir Ihnen unser Leben verdanken. Ich vergesse nicht, wie mutig Sie uns aus dem sinkenden Schiff gerettet haben, und auch nicht, in welchem glorreichen Dienst Sie damals standen – dem der britischen Marine. Bei Ihrem ersten Besuch in diesem Haus haben Sie um die Hand meiner Nichte angehalten und sie auch erhalten, mit der Zustimmung ihrer Mutter und mir. Wir hätten damals nie gedacht, dass Sie jemals unsere Kritik verdienen würden, indem Sie sich als Verräter Ihres Landes oder ihrer Interessen erweisen. Aber leider muss zu Ihrer ewigen Schande und Unehre gesagt werden, dass Ihre eigene Zunge Ihre Untreue verkündet hat. Welche Sicherheit haben wir, dass Sie sich in allen vielen hastigen Schritten als wahr erweisen werden.«

Kurz darauf erschienen zwanzig stämmige Männer der Besatzung der BLACK SHIP durch die Tür und kletterten über die Fenster.

»Was meint ihr, meine Herren?«, fragte Merton stolz. »Habe ich nicht genug Männer hinter mir, um mich erfolgreich durchzusetzen? Meint ihr, die Reihe der nackten Schwerter und Piken dort drüben ist leicht zu zählen?

Ich werde jedoch nicht, wie ich bereits mehrfach gesagt habe, den Vorteil, den ich jetzt über Euch habe, um dieser Damen willen nutzen; und, auch für Ihren Tee, werde ich auf das Vergnügen verzichten, Euch alle gefangen zu nehmen, vorausgesetzt, Ihr leistet keinen Widerstand, wenn ich das Haus verlasse. Wenn Ihr das tut, werde ich meinen Männern den Befehl geben, mit der blutigen Arbeit zu beginnen.«

Dann wandte er sich an die Matrosen und sagte: »Geht nach draußen, meine Jungs, aber wenn ihr Ronalds Ruf wieder hört, kommt herein und tut eure Pflicht. Ihr versteht, was ich meine.«

»Wir sind gezwungen, eurem Wunsch nachzukommen, aber vielleicht bringt uns das Kriegsglück wieder zusammen. Wenn ja,

werde ich hoffen, euch die Strafe zu erteilen, die ihr so reichlich verdient«, sagte der Captain wütend und bedeutete seinen Männern gleichzeitig, den Raum zu verlassen.

»Ich werde nur zu glücklich sein, Sie zu treffen, Sir, und vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen die innere Struktur des BLACK SHIP zu zeigen. Aber die Zeit vergeht, und ich kann nicht länger bleiben, um eine so angenehme Gesellschaft zu genießen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.«

Und er verließ den Raum, wobei er sich vor Clara verneigte und ihr bedeutete, ihm zu folgen.

Als er den Flur erreichte, traf er auf Walton. Er hielt inne, fixierte ihn mit seinen scharfen Augen und sagte streng: »Mit Ihnen, Sir, habe ich eine Angelegenheit zu klären, die nicht von geringer Bedeutung ist, und ich werde mich bemühen, Sie so bald wie möglich zu finden. Jeder Mann, der andere bedroht oder versucht, sie hinter ihrem Rücken zu diffamieren, verdient nur die Aufmerksamkeit, die wir Feiglingen schenken.«

Er ging nicht auf die Antwort ein, sondern nahm Claras Hand und ging schnell weiter, bis sie durch das Laubwerk vor Blicken geschützt waren. Hier hielt er inne und zog das aufgeregte Mädchen an seine Brust und sagte: »Ich bedaure, mein liebes Mädchen, nur deinetwegen, dass meine Anwesenheit zu dem geführt hat, was gerade geschehen ist; aber ich konnte es nicht vermeiden, und sicher, mein Schatz, gibst du mir nicht die Schuld.«

»Nicht im Geringsten, lieber Harold, auch wenn es Ihre Zukunft ernsthaft beeinträchtigen könnte«, antwortete sie und sah ihn mit besorgtem Blick an.

»Das stimmt, Clara, es könnte unsere Treffen erschweren und vielleicht nicht mehr in langen Abständen stattfinden; aber das Ende wird unveränderlich dasselbe sein, wenn wir einander treu bleiben.«

»Ich kann für mich selbst sprechen und habe volles Vertrauen in dich«, antwortete er, und ein Lächeln der Liebe und des Vertrauens erhellte ihr süßes Gesicht.

»Und das kannst du auch, liebe Clara«, erwiderte er ernst. »Du weißt nicht, dass ich euer Gespräch mit dem Offizier belauscht habe?«

»Ich weiß, dass du etwas von dem gehört haben musst, was zwischen uns vorgefallen ist, sonst hättest du Lieutenant Walton nicht so angesprochen, wie du es getan hast.«

»Ich muss mich jetzt von dir trennen, meine Liebe, denn die Neuigkeiten, die ich Captain Monmouth überbringen werde, werden ihn dazu veranlassen, sofort die Segel zu setzen.«

»Bleib noch einen Moment, Harold, denn Gott allein weiß, wann wir uns wiedersehen, und ich habe noch etwas zu sagen.«

»Du kannst dich nicht weniger als ich gegen den Abschied sträuben, aber denk daran, mein Mädchen, dass ich meine Zeit nicht selbst bestimmen kann. Was du zu sagen hast, sag es kurz.«

»Erstens, Harold, glaubst du, dass dieses Land seine Unabhängigkeit erreichen wird?«

»Zweifelloos wird es das. Warum?«

»Verzeih, dass ich dir das jetzt nicht sage«, antwortete sie. »Was ich erwähnen möchte, ist, dass mein Onkel meiner Mutter vor einigen Tagen sagte, dass es für einen Mann mit seinen Prinzipien nicht ganz sicher sei, in diesem Teil des Landes zu bleiben, und dass er beabsichtige, nach New York zu ziehen.«

»Wird er die ganze Familie mitnehmen?«

»Ja.«

»Dann werden wir uns vielleicht früher wiedersehen, als ich dachte.«

»Dein Schiff ist also auf dem Weg zu diesem Hafen?«

»So wurde mir gesagt.«

»Du darfst nicht dein Leben oder deine Freiheit riskieren, nur um deinen Wunsch zu erfüllen, mich zu besuchen; denn vergiss nicht, dass sie zu deiner Wahlheimat gehören. Kämpfe, lieber Harold, tapfer für die Sache, die uns beiden so am Herzen liegt. Riskiere, wenn du willst, alles für sie, aber sei nicht unbesonnen, dich in die Reichweite von Captain Moore oder Lieutenant Walton zu begeben.«

»Sind sie auf dem Weg nach Norden?«

»Sie fahren entweder nach Boston oder New York, wie sie es befohlen bekommen.«

»Welche Route nehmen sie, um dorthin zu gelangen?«

»Ein großes britisches Kriegsschiff wird sie an dieser Küste abholen.«

»Ah!«, rief Merton schnell und leicht aufgeregt aus. »Dann darf ich keine Zeit mehr verlieren, denn die BLACK SHIP liegt nicht in einem so sicheren Hafen, wie es sein sollte. Wann erwarten sie sie?«

»Jeden Tag, zu jeder Stunde.«

»Dann leb wohl, meine Liebe, denn diese Nachricht ist wichtig, und ich muss sie ohne Zeitverlust an jeden Captain weitergeben. Möge Gott dich segnen und beschützen, Clara, bis wir uns wiedersehen. Sei ein gutes, tapferes Mädchen, weine nicht, unser Abschied ist nur für kurze Zeit. Liebes Mädchen, lebe wohl.«

Und mit diesen letzten Worten eilte er davon und hinterließ einen warmen Kuss auf ihren zitternden Lippen und blassen Wangen.

Kapitel 4

Die Flucht und die Yankee-Täuschung

Merton erreichte sicher das Schiff und informierte Captain Monmouth unverzüglich über die bevorstehende Gefahr. Die Bedrohung, die sie erwartete, wenn das Kriegsschiff eintraf, während sie sich im Windschatten der Insel versteckten, war weitaus größer als zunächst angenommen. Zwar war es unmöglich für den Feind, sie durch den gefährlichen Kanal zu erreichen, den sie passiert hatten, und ebenso unmöglich für sie, zu entkommen, solange das Kriegsschiff den Eingang blockierte. Der Name und die Nationalität ihres Schiffes würden bald bekannt sein. Mit einem solchen Preis vor Augen würde der englische Kommandant die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, ihre Zerstörung zu versuchen. Dies könnte er ohne große Mühe erreichen, da er auf offenem Wasser seine Position nach Belieben ändern konnte, sodass sein Kanonendonner aus jeder gewünschten Richtung wirken konnte. Außerdem würde er zweifellos eine Landtruppe entsenden, die mit leichten Geschützen aus kurzer Distanz vom Ufer aus feuern könnte, und es wäre unmöglich, sie zu vertreiben. Keine Sekunde durfte verloren werden, da der unwillkommene Besucher jederzeit eintreffen konnte.

Mittlerweile war es fast Sonnenuntergang. Sofort wurden Vorbereitungen getroffen, um aufzubrechen, da das verbleibende Tageslicht benötigt wurde, um sich aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Eine Besonderheit war bemerkenswert: Ronald und sein Begleiter hatten den Kanal vom Ufer

aus anhand von Landmarken gezeigt bekommen; folglich mussten sie an Land sein, um das Schiff zu lotsen, da sie sonst nicht mehr über den Kanal wussten als die restliche Besatzung. Ein kleines Boot stand ihnen sofort zur Verfügung, in das sie einstiegen. Mit langen und kräftigen Ruderschlägen durchquerten sie das Wasser. Sobald sie gelandet waren und Signale gegeben hatten, wurde der Anker gelichtet und das Schiff begann, sich vorsichtig aus dem Kanal zu manövrieren.

Sie hatten tiefes Wasser erreicht und das Boot näherte sich schnell, als plötzlich ein Ruf vom Mastkorb ertönte: »Segel voraus!«

»Wo genau?«, rief Captain Monmouth.

»Vor unserem Lee-Bug.«

»Was für ein Schiff ist es?«

»Es ist zu dunkel, um es genau zu erkennen, Sir, aber es ist ein großes Schiff.«

»Wie ist ihr Kurs?«

»Direkt auf uns zu, Sir.«

»Es ist zweifellos das Schiff, das wir vermeiden wollen, Mr. Merton«, bemerkte er und wandte sich an den jungen Mann.

»Ohne Zweifel, Sir.«

»Haben sie uns schon gesehen?«

»Ich denke schon, Sir, denn sie fährt unter vollen Segeln und hat ihren Kurs ein Stück weiter nach Süden geändert.«

»Lass mich wissen, wenn du etwas Ungewöhnliches siehst.«

»Aye, aye, Sir.«

»Werden Sie gegen sie kämpfen, Sir?«

»Nein, meine Befehle lauten, kein Gefecht einzugehen, es sei denn, wir sind sicher, einen leichten Sieg zu erringen, und dieser Fremde scheint mehr Gewicht zu tragen als wir.«

»Ich denke, es wäre klug, sie zu meiden, Sir.«

»Wenn wir können«, fügte der Captain schnell hinzu. »Sehen Sie, Merton, sie kreuzt direkt unseren Kurs.«

Der Schotte und Conway erreichten das Deck. Der Erstere wurde mit einem Fernglas in die Takelage geschickt. Kein Mann der Besatzung konnte für scharfe Beobachtung und korrektes Urteil besser vertraut werden. Es war einige Zeit vergangen, seit die Leute des Schiffes das Brüllen eines Gefechts gehört hatten. Es war deutlich zu sehen, dass willige Herzen und bereitwillige Hände sehnsüchtig auf den Befehl warteten, in Gefechtsposition zu gehen. Nach kurzer Zeit rief Ronald vom Mast herab: »Es ist eine Fregatte, Sir, und sie führt die Flagge Englands am Gaffel.«

»Ist sie viel größer als wir?«, fragte der Captain.

»Fast halb so groß wie wir, Sir, und sie geht in Gefechtsbereitschaft.«

Zur Bestätigung seiner Worte drang das Geräusch einer Trommel zu ihnen, und das Aufblitzen der Kampfplaternen war deutlich zu sehen.

»Soll ich zur Gefechtsstation befehlen, Sir?«, fragte Merton.

»Nein, aber lassen Sie die Männer ihre Plätze ohne Lärm einnehmen. Wir könnten eine Breitseite erhalten, und wenn das eintrifft, bei der Ehre meines Schiffes, sollen sie eine im Gegenzug erhalten«, antwortete der Captain, während sein Gesicht so fest und entschlossen wie Granit.

»Ist es nicht bemerkenswert, dass sie uns so schnell ent-

deckt haben?«

»Keineswegs, dieses Schiff ist allgemein bekannt. Wenden Sie das Schiff, Mr. Merton.«

Der Befehl wurde schnell gegeben und ebenso schnell ausgeführt. Ihr Kurs lag nun, vorausgesetzt, der Feind hielt seinen Kurs, in einer Richtung, die sie achtern passieren würde. Kaum hatten sie jedoch gute Fahrt aufgenommen, als der riesige Rumpf des Feindes im Wind aufschwang und die beiden Schiffe parallel zueinander fuhren.

Captain Monmouth erkannte sofort, dass er es mit einem listigen Gegner zu tun hatte. Es würde sein ganzes Geschick erfordern, um zu entkommen. Ohne einen Moment zu zögern, blickte er zuerst auf den Fremden und dann nach oben, dann befahl er: »Bereit machen! Haltet das Schiff voll auf Kurs! Steuer nachlassen – stetig! Über die Baum ziehen – jetzt Steuer hart nach Lee! Vor- und Hauptsegel loslassen und überholen! Takelagen und Segel aufholen – Vorsegel beibehalten – Vorbramsegel loslassen und das Lee-Großsegel einholen! Gut durchholen! Großsegel los! Vorsegel, Vorbramsegel – alles los, ziehen! Klar Schiff machen, Mr. Merton, und ich will die Taue ordentlich aufgerollt sehen.«

Das Schiff nahm nun wieder ihren ursprünglichen Kurs auf. Durch die Schnelligkeit, mit der sie gewendet hatte, war viel Boden gewonnen, doch es wurde darauf geachtet, dass ihr Kurs sie nicht unter das Feuer der feindlichen Kanonen brachte, die nur wirken konnten, wenn das feindliche Schiff entweder im Wind aufkam oder direkt vor dem Wind abfiel. Nach mehreren Wiederholungen dieses Manövers sah er, dass der erforderliche Abstand gewonnen war; der Moment

war gekommen, in dem er durch einen kühnen Vorstoß seine Flucht erreichen oder durch die Breitseite der Fregatte versenkt werden musste.

»Bereit an den Kanonen, meine Jungs, und sorgt dafür, dass ihr kein einziges Pfund Eisen verschwendet«, sagte er, als er sein Schiff zum letzten Mal wenden ließ.

Sie stürmten voran; ein Moment würde genügen, um die Spur der Fregatte zu kreuzen, als sie plötzlich in den Wind sprang. Im nächsten Augenblick spie eine Flammenzunge aus ihren riesigen Seiten, gefolgt von dem ohrenbetäubenden Donner ihrer Kanonen. Die Antwort der BLACK SHIP erfolgte fast augenblicklich. Aufgrund der nun herrschenden Dunkelheit richtete die Breitseite des Briten nur wenig Schaden an, verletzte zwei Männer, riss einige Löcher in die Segel des Yankees und durchtrennte einige der weniger wichtigen Taue. Das Feuer der BLACK SHIP war jedoch viel effektiver, denn durch den Blitz der Kanonen der Fregatte konnten sie ein genaues Ziel erfassen, und der scharfe, qualvolle Schrei, das Zerreißen von Holz, das sie deutlich hörten, zeugten vom angerichteten Schaden.

So sehr Captain Monmouth auch gewünscht hätte, das Feuer, das mit solcher Wirkung begonnen hatte, fortzusetzen, die Vorsicht mahnte ihn zur Zurückhaltung. Folglich hielt sein Schiff Kurs und war bald sicher draußen auf dem offenen Atlantik.

Seine Befehle zwangen ihn nun, Kurs auf die Küste von New Jersey zu nehmen, wo eine zusätzliche Besatzung auf ihn wartete, zusammen mit Befehlen, die ihn möglicherweise gefährlicher Arbeit zuwiesen.

»Haben Sie irgendwelche Neuigkeiten von unserem Lieutenant erfahren, Ronald?«, fragte Conway am nächsten Tag, als die beiden Männer faul auf dem Deck lagen.

»Nun, ich habe ein wenig zu erzählen.«

»Dann lassen Sie es hören, denn bei meiner Seele, es ist ein Genuss, heutzutage Neuigkeiten zu bekommen.«

»Sie wissen, dass die britischen Truppen in Boston besiegt wurden, oder?«

»Ich habe es gehört, aber ich weiß nicht, wie es passiert ist; und wenn Sie es wissen, erzählen Sie uns doch eine kleine Geschichte darüber.«

»Du siehst, zuerst einmal, Jamie, hatten sie eine ziemliche Zeit mit der Flagge, die wir jetzt an unserem Mast hisst haben. Als Washington – Gott segne ihn – sie zuerst zeigte, dachte Howe, wir hätten uns wieder der Krone unterworfen, und sie hatten eine große Zeit der Freude; aber, Junge, es hatte keine solche Bedeutung. Die Yankees waren fast bereit, die Truppen des Königs anzugreifen. Sie sahen ihren Fehler bald ein, denn Washington befestigte die Höhen von Dorchester und eröffnete das Feuer von Lochmere's Point und Plowed Hills. Du kennst den Ort gut, denke ich, Jamie.«

»Ja, das tue ich, Ronald; aber erzählen Sie weiter.«

»Nun, Junge, kurz bevor das Feuer begann, hatten sie im britischen Lager eine gute Zeit und spielten ein Schauspiel namens *Boston blockiert* und machten sich über uns Yankees lustig. Sie hatten einen Mann, der wie Washington gekleidet war, mit einer Perücke auf dem Kopf und einem rostigen Schwert an seiner Seite. Sie hatten ihren Spaß, als plötzlich ein Sergeant mit der Nachricht hereinkam, dass die Yankees

Bunker Hill angreifen. Zuerst dachten sie, es sei alles nur ein Scherz und Teil des Spiels, aber der dicke Howe rief bald nach seinen Offizieren, damit sie ihre Plätze einnahmen, und die Leute rannten erschrocken davon. Ich sage dir, Jamie, sie hatten keine Zeit mehr für solchen Spaß. Ich denke, es war am fünften März, und sie sagen, es war ein milder, sonniger Tag, wie er zu dieser Jahreszeit selten ist, als die Briten vierundzwanzighundert Mann nach Castle William schickten, damit sie in dieser Nacht unsere Männer angreifen konnten. Es war nicht so vorgesehen, Jamie, dass der Kampf stattfinden sollte, denn der Wind begann zu wehen, und die Männer des Königs konnten nicht landen, also kam am nächsten Tag der Befehl von Howe, sich bereitzumachen, Boston zu verlassen.«

»Und sind sie gegangen?«, fragte Conway.

»Ich weiß, dass sie es sind.«

»Mit Schiffen und allem?«

»Ja, Junge.«

»Bei meiner Seele, das ist zu schade. Aber wohin sind sie gegangen?«

»Ich weiß es nicht, aber wir werden es hören, wenn wir die Küste von Jersey erreichen.«

»Vielleicht sind sie nach England zurückgekehrt.«

»Keine Angst davor; aber Boston war zu heiß, als dass sie länger dortbleiben könnten.«

»Dann werden wir sie wohl aufspüren oder einige ihrer Schiffe angreifen müssen.«

Diese Bemerkung von Conway, obwohl zufällig geäußert, entsprach tatsächlich der Wahrheit; denn als das Schiff in

der Bucht von Barnegat ankam, fand sich folgende Mitteilung zusammen mit der zusätzlichen Besatzung:

An Captain Monmouth, Kommandant des Kriegsschiffs der Kontinentalen Kongress, bekannt als die BLACK SHIP

Sir: Da wir wissen, dass es Ihnen unmöglich ist, eine genaue Einschätzung der aufregenden Ereignisse zu erhalten, die derzeit in der Geschichte unseres gemeinsamen Landes stattfinden, erwähnen wir kurz, in Verbindung mit den beigefügten Befehlen, die wichtigsten Bewegungen beider Armeen, da es wichtig wäre, dass Sie über unsere Bewegungen sowie die des Feindes Bescheid wissen, falls Sie auf ein feindliches Schiff stoßen und sich als zu einer anderen Nation gehörend ausgeben möchten.

Howe hat mit der gesamten britischen Armee Boston evakuiert. Er wurde dazu gezwungen durch die bedrohliche Haltung unserer Truppen. Am fünften März planten die Briten offensichtlich einen Angriff, aber aufgrund des aufkommenden Sturms konnten sie ihre Männer nicht an Land bringen. In der folgenden Nacht regnete es unaufhörlich und ein schrecklicher Sturm tobte den ganzen nächsten Tag. Dies führte dazu, dass Howe seinen Plan aufgab. Washington verstärkte General Thomas mit zweitausend Mann auf den Höhen, und viertausend Truppen in zwei Divisionen unter den Generälen Sullivan und Greene waren in Cambridge bereit, unter Putnam einen Angriff auf Boston zu führen, während die Truppen aus Roxbury mit ihnen kooperieren sollten. Howe, der erkannte, wie äußerst kritisch seine Lage wurde, berief eine Versammlung seiner Offiziere ein. Am 7. beschlos-

sen sie, die Stadt zu verlassen. Dies haben sie seitdem in einer Flotte von etwa hundertfünfzig Segeln getan. Der Ort wurde durch den Feind schwer beschädigt, zusammen mit den Schäden, die unsere verschiedenen Kanonaden und Bombardierungen verursacht haben. Privateigentum hat stark gelitten und in vielen Fällen wurden wohlhabende Männer in Armut gestürzt. Hätten die britischen Soldaten nicht Offiziere mit ein wenig Vorsicht und Ehre gehabt und wären sie nicht durch die Angst vor uns kontrolliert worden, wäre die Stadt dem Plündern und Plündern überlassen worden. Wir können Ihnen keine bessere Vorstellung von ihrer Einschätzung unserer Fähigkeiten und Tapferkeit geben als ein Zitat aus einem Brief eines ihrer Offiziere, der sagt: »Weder die Hölle, Hull noch Halifax können schlechteren Schutz bieten als Boston.«

Washington hat fünf Regimenter nach New York geschickt, zusammen mit einem Teil seiner Artillerie, da angenommen wird, dass sie diese Stadt angreifen werden. Am neunzehnten Mai starteten die FRANKLIN und die LADY WASHINGTON zu einer Kreuzfahrt, gerieten jedoch bei Point Shirley auf Grund. Bevor sie sich befreien konnten, wurden sie von dreizehn bewaffneten Booten der britischen Schiffe angegriffen. Sie konnten jedoch den Feind abwehren und schließlich entkommen. Sie werden nach diesen Schiffen Ausschau halten und sich mit ihnen in Verbindung setzen, wenn sie Ihnen begegnen. Mit tiefstem Bedauern müssen wir den Tod von Captain Mugford von der FRANKLIN melden, der eine tödliche Wunde erhielt, während er tapfer sein Schiff verteidigte. Seine letzten Worte waren charakteristisch für den Mut, den er stets gezeigt hat, und erklangen mit seinem letzten Atemzug laut

und klar: »Gebt das Schiff nicht auf! Ihr werdet sie besiegen!« Ihre Befehle lauten nun, nach Boston zu fahren und sich mit allen feindlichen Schiffen zu befassen, denen Sie begegnen. Vorsicht wird Ihnen jedoch gebieten, einige zu meiden, aber wir haben volles Vertrauen in Ihr Urteil. Beim Ansteuern des Hafens sollten Sie weit auf See bleiben, um keine Aufmerksamkeit der feindlichen Küstenschiffe zu erregen. Bei Ihrer Ankunft melden Sie sich beim Kommandanten des Hafens, der möglicherweise weitere Anweisungen für Sie hat. Eilen Sie nach Erhalt dieses Schreibens und befolgen Sie die Befehle genau.

*Im Auftrag des Marineausschusses,
Robert Morris, Vorsitzender.*

Sobald Captain Monmouth dieses Schreiben gelesen hatte, verschwendete er keine Zeit und ließ sein Schiff für den aktiven Dienst vorbereiten. Die Wasserkisten wurden aufgefüllt und aus einem an Land versteckten Munitionslager wurde der Mangel an Bord behoben. Die neuen Männer wurden ihren jeweiligen Stationen und Wachen zugewiesen, und wieder hatte das Schiff nur das Meer und seine Pflichten vor sich.

Am späten dritten Tag, umgeben von seinen Offizieren, diskutierte Captain Monmouth über ihre möglichen Erfolge oder Niederlagen in den neuen Einsatzgebieten, als die laute Stimme des Ausgucks eine Segelmeldung unterbrach. Die Ankündigung verursachte keine Verwirrung; es gab kein hektisches Hin und Her, keine unnötigen Fragen. Offiziere und Mannschaft nahmen die Meldung als alltägliches Ereignis.

nis hin. Bald stellte sich heraus, dass es sich bei dem Segel um ein britisches Kriegsschiff handelte, das offenbar einen Konvoi begleitete. Dies wurde kurz darauf durch das Auftauchen zweier weiterer Schiffe bestätigt.

»Macht das Schiff bereit zum Maskieren!«, befahl der Captain ruhig.

»Aye, aye, Sir!«

Nach wenigen Augenblicken rief eine Stimme: »Bereit vorne! Bereit achtern!«

»Über mit ihr!«

»Über ist sie, Sir!«

Der Zweck dieses Befehls war es, entlang der Seiten des Schiffes, mittels Seilen und Gewichten, einen langen, breiten Streifen weißen Segeltuchs anzubringen. Wenn dieser angebracht war, lag er so eng an, dass er wie ein weißer Streifen aussah, der entlang der Seiten des Schiffes gemalt war, und selbst aus kurzer Entfernung nicht bemerkt werden konnte. Diese Verkleidung sollte das Schiff als die britische Fregatte ASIA erscheinen lassen, eines der wertvollsten und kühnsten Kriegsschiffe, die damals die amerikanische Küste unsicher machten. Die Schiffe sahen bemerkenswert ähnlich aus; der einzige Unterschied lag in der Farbe, den das Segeltuch ausgleichen sollte.

»Werden Sie kämpfen, Captain Monmouth?«, fragte Merton.

»Das hängt von den Umständen ab«, erwiderte er. »Es ist meine Absicht, die ASIA zu passieren und, wenn möglich, die Konvois in der Nacht zu kapern. Vielleicht ist das Kriegsschiff dort drüben ein alter Bekannter von uns. Wenn ja,

werde ich zum Gefecht blasen, aber wenn es, wie ich hoffe, ein Fremder ist, werde ich einen von Ihnen jungen Herren an Bord schicken, um alle Informationen zu sammeln, die Sie können.«

Die Offiziere waren von diesem Vorschlag etwas überrascht. Sie wussten gut um die Gefahr eines solchen Besuchs, denn wenn der britische Kommandant die wahre Identität seines Besuchers entdeckte, würde er kaum zögern, ihn auf der Stelle zu erschießen.

»Wenn es notwendig ist, einen von uns an Bord zu schicken, Sir, beanspruche ich als höchstrangiger Offizier dieses Privileg«, sagte Merton schließlich. »Haben Sie irgendwelche Hinweise für das Gespräch?«

»Keine, außer dass Sie, wenn möglich, neue Signale oder die Namen weiterer Schiffe herausfinden, die sie entsenden wollen. Sollte ich den Knall einer Pistole hören, werde ich sofort das Versteck aufgeben und das Feuer eröffnen; denn wenn Sie schießen, wird es als Signal verstanden, und wenn sie schießen, dann auf Sie. Lassen Sie Ihre Männer im Boot bleiben, denn wenn sie an Deck gehen, könnte eine unbeachtete Bemerkung alles verraten. Nun, meine Herren, sofort an Ihre Pflichten und Posten. Lassen Sie die Männer leise auf ihre Gefechtsstationen gehen und sich hinter den Schanzkleidern verstecken. Sie werden dies überwachen, Mr. Merton.«

Das Schiff wurde sofort für den Kampf bereitgemacht, jedoch so, dass die Aufmerksamkeit des Feindes nicht erregt wurde. Es war nun ziemlich dunkel, aber bei heller Sternennacht konnte die Silhouette des Kriegsschiffs schwach er-

kannt werden. Als sie so nahe wie möglich kamen, ohne Verdacht zu erregen, wurden drei Laternen im Rigg der BLACK SHIP hochgehalten, wobei die mittlere hin und her schwang. Kurz darauf wurde das Signal durch ein einzelnes Licht am Hauptmast des Feindes beantwortet. Der Bug des Schiffes wurde nun direkt auf den Fremden gerichtet, und Merton erschien kurz darauf auf Deck, gekleidet in die Uniform eines britischen Offiziers, während in der Nähe die von ihm ausgewählte Crew stand. Auch das britische Schiff hatte den Wind geholt, um auf ihren vermeintlichen Freund zu warten, während die tief beladenen Konvois weitermachten, da sie wussten, dass ihr Beschützer sie leicht einholen konnte.

»Schiff ahoi!«, ertönte der raue Ruf vom Kriegsschiff, als sie in Rufweite kamen.

»Ahoi!«

»Welches Schiff seid ihr?«

»Das britische Kriegsschiff ASIA.«

»Woher kommt ihr?«

»Mündung des Choptank River – Chesapeake Bay.«

»Was habt ihr dort gemacht?«

»Wir haben nach einem Rebellenkreuzer namens BLACK SHIP gesucht.«

»Wir haben von diesem Kerl gehört. Habt ihr ihn gefunden?«

»Nein – er ist ein schlüpfriger Bursche. Welches Schiff seid ihr?«

»Die REVENGE.«

»Kommt ihr an Bord?«

»Wann habt ihr zuletzt von den Kolonien gehört?«

Diese Frage wurde gestellt, um herauszufinden, wie gut der Feind über die neuesten Ereignisse informiert war.

»Schon lange nicht mehr. Wir segeln ziemlich im Dunkeln.«

»Welchen Hafen steuert ihr an?«

»Boston.«

»Ihr segelt tatsächlich im Dunkeln«, bemerkte der Captain leise, dann hob er wieder die Stimme und fragte: »Wenn Eure Befehle keine Besucher ausschließen, würde ich gerne meinen Ersten Offizier an Bord schicken.«

»Wir würden ihn gerne sehen – lassen Sie ihn sofort kommen.«

»Glauben Sie, dass Sie an Bord dieses Schiffes erkannt werden?«, fragte er Merton.

»Ich denke nicht, da das Schiff mir neu ist. Ich bin bereit, das Risiko einzugehen.«

»Dann gehen Sie sofort und kehren Sie zurück, sobald Sie alle Informationen gesammelt haben.«

Er stieg die Seite des Schiffes hinab, wo das Boot wartete, und wurde schnell zur REVENGE gerudert. Als er das Deck erreichte, wurde er vom Kommandanten herzlich empfangen. Nachdem sie sich in der Kabine niedergelassen hatten, wurden Erfrischungen serviert und das Gespräch wurde allgemeiner.

»Wie sieht dieses BLACK SHIP aus?«, fragte der Offizier.

»Es ist das perfekte Abbild unseres Schiffes und trägt die gleiche Anzahl von Kanonen. Ein kleiner Unterschied besteht darin, dass es pechschwarz gestrichen ist, sogar seine Masten und Spieren, während wir einen weißen Streifen tra-

gen.«

»Wie sind ihre Segeleigenschaften?«

»Genauso wie unsere, was als ein höchst merkwürdiger Zufall bezeichnet werden kann.«

»Dann habt ihr ein Wettrennen mit ihr gemacht?«

»Oft. In letzter Zeit wurden wir beauftragt, sie aufzuspüren und zu zerstören. Das könnten wir tun, wenn nicht ihr Kommandant so wachsam wäre und uns bisher eine Verfolgungsjagd geliefert hat, die ewig dauern würde, da wir gleich gut segeln.«

»Ich habe nicht viel von diesem Schurken gehört, aber ich hoffe, es wird mein Glück sein, ihm eines Tages zu begegnen, und wenn ich das tue, können Sie sicher sein, dass ich nicht aufhören werde zu feuern, bis ich sie versenkt habe.«

»Vielleicht ergibt sich die Gelegenheit früher, als Sie erwarten«, erwiderte Merton in einem leicht veränderten Ton und Verhalten.

»Was meinen Sie damit?«, fragte der Offizier scharf.

Merton erschrak in dem Moment, als diese Frage gestellt wurde, und begriff sofort die Wirkung seiner Bemerkung. Er war jedoch zuversichtlich, dass er nicht verdächtigt werden konnte, und antwortete ruhig auf die fragenden Gesichter um ihn herum: »Weil sie sich jetzt irgendwo in dieser Gegend befindet, sonst wäre ich nicht hier. Der letzte Hafen, den sie anlief, war an der Küste von New Jersey, und wir sind ihrer Spur gefolgt, aber bisher ist sie uns entkommen.«

»Ich wünsche Ihnen viel Erfolg, wenn Sie sie treffen.«

»Ich bin zuversichtlich, dass wir sie morgen irgendwann sichten werden«, bemerkte Merton beiläufig.

»Sollte dies der Fall sein, werde ich Ihnen meine Hilfe bei der Eroberung anbieten.«

»Vielen Dank, Sir, und im Namen meines Captains nehme ich Ihr Angebot an, obwohl ich sicher bin, dass es harte Kämpfe erfordern wird, dieses Schiff zu erobern.«

»Machen Sie sich keine Sorgen um den Kampf, junger Mann, solange der Sieg das Ende krönt. Ich würde diesen Verräter an seinem König gerne allein treffen; und da mir die Idee gefällt, überbringen Sie meinem tapferen Kommandanten meine besten Wünsche und sagen Sie ihm, dass ich, wenn mit dem Morgenlicht die BLACK SHIP – ein passender Name für eine solche piratenähnliche Autorität, unter der sie segelt – entdeckt wird, als besonderen Gefallen darum bitten würde, sie dorthin zu schicken, wo sie uns keine weiteren Probleme bereiten wird.«

»Seien Sie versichert, dass Ihr Wunsch erfüllt wird«, antwortete Merton schnell. »Wie viele Männer und Kanonen haben Sie?«

Er wurde informiert.

»Die genaue Anzahl, die wir haben, obwohl unsere Crew Ihre vielleicht ein wenig übertrifft, und Sie werden gleich gut mit diesem berühmten Schiff verglichen sein.«

»Sie scheinen sie gut zu kennen?«

»Stimmt, Sir, und das sollte ich auch, wenn das Kreuzen in ihrem Kielwasser dazu beitragen würde, uns bekanntzumachen.«

Das Gespräch wurde an dieser Stelle geschickt geändert, da Merton ungeduldig war, zurückzukehren. Er erkundigte sich, ob die Signale geändert wurden, und auch nach der

Anzahl der Schiffe, die voraussichtlich England verlassen würden, wobei beide Fragen ausführlich beantwortet wurden. Nachdem er alle wichtigen Informationen erhalten hatte, erhob er sich zum Gehen. Als er die Seite des Schiffes erreichte, drehte er sich um, streckte die Hand aus, die der Captain herzlich ergriff, und sagte: »Ich verabschiede mich von Ihnen, Sir. Vielleicht treffen wir uns bald wieder, und es könnte sein, dass es nicht so ruhig ist wie jetzt, sondern dass die Schreie der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden, das Bersten von Holz und Eisen und das Klirren der Waffen zu hören sind, während wir beide für unsere Sache kämpfen. Wir werden Sie die Nacht über begleiten.«

»Und Abschied auch Ihnen, Sir, denn ich habe keinen Zweifel, dass der Feind, den Sie treffen, die Spuren guter englischer Schläge an ihrem Rumpf tragen wird.«

Zurück auf seinem Schiff informierte Merton Captain Monmouth über die Ereignisse auf dem britischen Schiff. Der eiserne Wille seines entschlossenen Anführers war bald auf den zu verfolgenden Kurs festgelegt.

Eine Stunde war vergangen, als plötzlich ein Nebel, der scheinbar aus dem Ozean aufstieg, sie einhüllte. So dicht war er, dass ein Objekt, das nicht mehr als fünfzig Fuß voraus war, nicht gesehen werden konnte. Dies war genau das, was Captain Monmouth sich gewünscht hatte. Nachdem er durch die Glocken, die in Abständen geläutet wurden, informiert wurde, wo sich der Konvoi befand, nahm er Kurs auf ihn. Als der Nebel sich lichtete, flaute der Wind ab, und sobald die Nähe seiner Beute es zuließ, starteten zwei Boote, beladen bis zum Rand mit seinen Anhängern, zu den Schif-

fen. Wir werden die Art ihrer Eroberung nicht näher beschreiben, nur festhalten, dass sie geräuschlos erfolgte, während das britische Kriegsschiff auf ihrem Kurs blieb, ohne zu ahnen, was das Morgenlicht enthüllen würde.

Kapitel 5

Das Ergebnis der Täuschung

Die BLACK SHIP blieb im Kielwasser der REVENGE, wartend auf den Anbruch des Tages. Sobald der erste Streifen Morgenlicht mühsam durch den Nebel drang, wurde das Schiff lebendig und für den Kampf vorbereitet. Schotten, Essenströge usw. wurden abgeräumt; Stülpforten wurden hochgezogen, und die Kanonen sorgfältig inspiziert und für kurze Distanzen geladen. Bottiche wurden mit Wasser gefüllt und an Stellen verteilt, wo die Männer sie leicht erreichen konnten; Kettenpumpen wurden geräuschlos betätigt, um sicherzustellen, dass alles frei war; das Ersatzruder wurde bereitgestellt, die Ruderpendel gekappt und nach innen geführt, und Entlastungstaljen angebracht. Die unteren und die Rahen der Marssegel und der Gaffel waren mit Ketten verzurrt; Marssegelblöcke festgemacht; Toggies an den Brassen, und Stagen und Takelagen niedergeholt; Krankenstationen und Lagerräume gut beleuchtet. Das Magazin war geöffnet und der Durchgang beleuchtet; die Decks wurden gesäubert. Kurz gesagt, alles, was nötig war, um ein Schiff kampfbereit zu machen, wurde ohne Lärm oder Verwirrung

erledigt – die Männer stellten sich hinter den Schanzkleidern auf, bereit auf das Signal hin, ihre Posten zu beziehen. Die Offiziere hatten sich achtern versammelt, schweigend wartend auf das Heben des Nebels.

Die Sonne war aufgegangen, und zur gleichen Zeit hob sich auch der Wind, sodass der Nebel plötzlich wie von Zauberhand verschwand und der erstaunten Besatzung der REVENGE einen überraschenden Anblick offenbarte. Nur eine kurze Distanz entfernt lag der dunkle, unheilvolle Rumpf und die hoch aufragenden Masten der BLACK SHIP; seine drohenden Seiten schienen jeden Moment bereit, ihre eiserne Ladung freizugeben. Sowohl Offiziere als auch Besatzung beobachteten, die Blicke noch immer auf das Schiff gerichtet, wie ein Stück Leinwand über die Seite gelassen wurde, auf dem in klaren Buchstaben die folgenden Worte geschrieben standen:

*Mein Vorgesetzter gewährt das Gesuch, das Sie ihm letzte Nacht mitteilten. Die BLACK SHIP trifft Sie heute Morgen allein.
Ihr Signalgast*

Der Kommandant der REVENGE war ein ebenso tapferer Mann, wie je ein Deck betrat. Nach dem Lesen der Worte warf er einen Blick auf die Konvois und sah die gehisste Flagge der Vereinigten Kolonien an jedem Mast wehen. Er befahl den Männern, an die Gefechtsstationen zu gehen, während das heiße Blut ihm ins Gesicht stieg.

»Narr, der ich war«, murmelte er, »die Täuschung und meinen Feind in meiner Macht nicht zu entdecken. Dies ist keine Zeit für Worte oder leere Reue. Ich sagte ihm, dass ich jenes verfluchte Schiff versenken würde, wenn der Zufall es

jemals in meinen Weg führte; und, bei Gott, es wird nicht an mir liegen, wenn mein Wort nicht gehalten wird!«

Dann, an seine Besatzung gewandt, fügte er hinzu: »In jenem Schiff, meine Herren, sehen Sie keinen gewöhnlichen Feind. Sie sind Knochen von Ihrem Knochen, und im Streit, den wir gleich führen werden, werden Sie einfach gegen einen ebenso unnachgiebigen Feind wie Sie selbst kämpfen. Denken Sie an Ihre Sache – Gott und St. Georg! Lieber würde ich Sie in ein nasses Grab führen oder Sie mit dem Schiff in Stücke sprengen, als diese stolze Flagge vor jener Piratenbesatzung gesenkt zu sehen.«

Ein lauter Jubel folgte diesen Worten, während gleichzeitig der schrille Ton einer Pfeife ertönte und die Männer zu ihren Kanonen eilten.

Bisher war auf der BLACK SHIP kein einziger Mensch zu sehen, abgesehen vom Mann am Steuer. Endlich war ein einzelner Trommelschlag zu hören. Im Nu stürzte die Besatzung aus ihren Verstecken hervor.

»Zielt tief, ihr tapferen Männer, und lasst keinen einzigen Schuss sein Ziel verfehlen. Denkt daran, dass ihr für Leben, Freiheit und die Ehre eines Landes kämpft. Feuer!«

Der edle Rumpf zitterte unter dem Rückstoß ihrer Kanonen. Der Donner ihrer Breitseite war in seinem furchtbaren Dröhnen ohrenbetäubend. Keine Zeit wurde damit vergeudet, den angerichteten Schaden zu begutachten. Schnell wurde sie gegen den Wind gewendet, und einen Moment später wurde ihre andere Breitseite zur Geltung gebracht, und ihre eiserne Ladung traf die Seiten des Feindes. Das Ruder wurde erneut umgelegt, und sie steuerte direkt auf die

REVENGE zu.

»Vorwärts, Männer! Folgt mir!«, rief Merton, als die Schiffe aufeinandertrafen und schnell vertäut wurden. »Abwehren!«, ertönte die laute Antwort, und ein Nahkampf begann. »Trau dich, Ronald; denn, bei meinem Glauben, du überraschst dich selbst«, rief Conway, als er an die Seite seines Gefährten sprang und sein schweres Schwert mit der Leichtigkeit eines Weidenzweiges schwang.

»Aye, Bursche, ich muss mein Bestes geben, und ich bin mir sicher, wo ich zuschlage«, antwortete er, während er seine Waffe auf den Kopf eines Mannes sinken ließ, der ihm längere Zeit den Weg versperrt hatte.

Als er über den am Boden liegenden Körper hinwegtrat, bemerkte er, wie ein Mann mit einer Entermesser auf Merton zulief, der mit einem Offizier beschäftigt war, und die Waffe im Begriff war zu erheben. Schnell zur Seite springend, ließ er seinen Pikenstiel fallen, fasste den Mann um die Taille, wirbelte ihn herum, verlor aber dabei den Halt, sodass beide zu Boden stürzten. Sein Gegner war ebenso kräftig wie er, und der nun beginnende Kampf war von reiner Kraft und Ausdauer geprägt. Hin und her rollten sie, jeder versuchte, eine Waffe zu ergreifen, was durch die Schnelligkeit des anderen vereitelt wurde.

Der Kampf wurde schließlich durch eine Salve von Handfeuerwaffen entschieden, die von der Enterpartie abgefeuert wurde. Ronald, der in diesem Moment am Boden lag, bemerkte, wie sein Gegner den Griff lockerte und mit einem Schauer auf das Deck rollte. Auf seinen Ellbogen gestützt – denn er war völlig erschöpft – betrachtete er das todesge-

zeichnete Gesicht seines Feindes. »Was nun, Mann; hat ein wenig kaltes Blei deinen Mund gefunden?«, fragte er, als ein grimmiges Lächeln des Triumphes über sein verwittertes Gesicht huschte.

Langsam drehte sich sein Gegner, offenbar mit großer Anstrengung, sein Gesicht zeigte einen Ausdruck sterbenden Hasses, als er mehr gurgelte als sprach: »Verräter! Das Blut eines Bruders sei auf deinem Haupt!« Erschöpft von der Anstrengung sank er tot zurück.

»Nein, mehr«, sagte Ronald ernst, an das Ohr gerichtet, das für alle sterblichen Klänge taub war, »ich bin nicht mehr ein Bruder für dich als ein Franzose. Du kämpfst für England, und ich für Amerika, aber ...«, fügte er mit einem bedauernden Kopfschütteln hinzu und erhob sich, »du magst nicht weit auf dem Geisterweg sein, bevor ich dir folge, und dann wird Gott zwischen uns richten.«

Als er sich umschaute, um die Lage der Dinge zu erkennen, erhellte ein Glanz des Sieges sein Gesicht, als er die Flagge seines angenommenen Landes im Wind wehen sah, wo kurz zuvor noch das stolze Zeichen britischer Macht wehte. Er stimmte in den anhaltenden Jubel ein, der aus den kräftigen Kehlen seiner Schiffsgefährten drang, und wandte seine Aufmerksamkeit den Toten und Sterbenden zu, die das Deck bedeckten.

Kurz, aber blutig war dieser Kampf gewesen. Um den tapferen, aber einfach gestrickten Schotten lagen die Körper von Freund und Feind in ihrem Blut. Manche waren bereits tot; andere schwebten an der Schwelle des Todes; während einige in ihrem Schmerz beteten, dass eine gütige Hand ihnen

den Schlag geben möge, der ihr Leiden beenden sollte. Auf den Gesichtern der Toten war, wie auf gedrucktem Papier, die Gedanken zu lesen, die zuletzt in ihren Köpfen geweilt hatten. Der Wille zu siegen oder zu sterben, die Entschlossenheit und der unveränderliche Zweck waren durch die zusammengebissenen Zähne, die geballte Faust und die finstere Stirn gezeichnet. Einige, vielleicht, hatten an das Zuhause gedacht, mit all seinen sonnigen Freuden – an Vater, Mutter oder eine geliebte Ehefrau – leider nun für immer getrennt! Und dies war erkennbar am melancholischen Ausdruck ihrer bleichen, aber entschlossenen Gesichter. Oh, Krieg! Wann wird der Aasgeier des Gemetzels aufhören, über zivilisierte Länder zu schweben?

Sobald der Sieg sicher errungen war, wandte die Mannschaft ihre Aufmerksamkeit der traurigen Aufgabe zu, die Leichen ihrer gefallenen Gefährten zu begraben und alle Verwundeten an einen Ort zu bringen, wo sie versorgt werden konnten. Eine Prisencrew wurde abgestellt und mit der Leitung der REVENGE beauftragt, mit dem Befehl, sich zusammen mit den beiden anderen Schiffen zum Rendezvous an der Küste von New Jersey zu begeben. Die Gefangenen wurden aus Gründen, die nur Captain Monmouth bekannt waren, zurückgehalten, und sein Schiff nahm Kurs auf den vorgesehenen Hafen.

In der Nähe von Boston wurde das Schiff mit geringer Fahrt gehalten, und die strengste Wachsamkeit beibehalten, da die Stärke des Feindes, der in diesen Gewässern noch verblieb, nicht bekannt war. Sorgfältig das offenere Meer meidend, navigierte er zwischen den vielen kleinen Inseln, die

in der Bucht verstreut sind. Er positionierte sein Schiff in einer tiefen, aber engen Bucht, wo er sicher vor Blicken verborgen war, und schickte Merton mit den Gefangenen an Land in die Stadt, während er zurückblieb, um wie der Vogel zu wachen, den Amerika als Symbol seines aufstrebenden Schicksals gewählt hatte, und, wie dieser, auf jedes Schiff zu stoßen, das seinen Weg kreuzen könnte.

Merton erreichte sicher das Ende seiner Reise und wurde herzlich empfangen. Aufgrund des noch gestörten Zustandes des Landes wurde seine Abreise täglich verzögert, bis schließlich ein Monat verging, ohne dass er einen definitiven Befehl erhielt, zu seinem Schiff zurückzukehren. Er fürchtete fast, dass Captain Monmouth dieser Untätigkeit überdrüssig werden könnte und dass er bei seiner Rückkehr sein Schiff verschwunden vorfinden würde. Diese Sorge wurde jedoch durch die Ankunft von Lieutenant Colonel Campbell im Juni, zusammen mit siebenhundert seiner Männer, die gefangen genommen worden waren, sowie einem Schreiben seines Kommandanten beruhigt, in dem es hieß:

Ich habe mit großer Sorge auf Sie gewartet und zeitweise befürchtet, Sie wären in die Hände der wenigen noch heimlich lauernden Tories geraten. Sie haben Ronald, Conway und andere tüchtige Männer bei sich, die selbst schon eine Armee sind und dies beruhigt mich bezüglich Ihrer Sicherheit. Dieses Schreiben wird Ihnen von dem Offizier überbracht, der die Gefangenen einbringt, an deren Gefangennahme mein Schiff aktiv beteiligt war. Verlieren Sie keinen Moment, wenn Sie unsere endgültigen Befehle erhalten, denn diese Untätigkeit wird mühsam.

Ein paar Tage nach Erhalt dieser Nachricht kam die Kunde

über den geplanten Angriff der britischen Truppen auf die amerikanischen Streitkräfte, die sich damals auf Long Island verschanzten; außerdem war das gegnerische Schiff ROSBUCK überaus lästig geworden, sodass die BLACKSHIP sofort auslaufen sollte, entweder um sie zu zerstören oder durch ein Täuschungsmanöver wegzulocken.

Merton wurde daraufhin sofort zurückgerufen. Ohne Verzögerung rief er seine Gefolgsleute zusammen und machte sich auf den Weg. Die Entfernung von der Stadt bis zur Bucht, wo das Schiff lag, betrug ungefähr zwanzig Meilen. Unsere Seeleute hatten fast die Hälfte dieser Strecke zurückgelegt, als sie, an einem Wegpunkt angekommen, plötzlich auf einen Mann stießen, der am Rande eines murmelnden Bächleins saß. Er war offensichtlich einer jener Vagabunden, die während des Unabhängigkeitskrieges so viel Schaden anrichteten, indem sie dem Feind Informationen über die Bewegungen der kolonialen Truppen übermittelten.

»Guten Tag, euch allen«, sagte er, als die Gruppe auf ihn zukam, mit einer Stimme, deren Akzent bereits den Feind verriet.

»Guten Tag«, erwiderte Merton kurz, während er den Mann scharf musterte.

»Sie müssen nicht so scharf sprechen, Sir«, entgegnete der Mann kühn. »Es war nur eine höfliche Frage, die ich Ihnen stellte, und ich erwarte eine höfliche Antwort.«

»Das gewähre ich«, antwortete Merton, obwohl er ungewollt lächelte, »aber was wollen Sie noch mehr als das, was ich gesagt habe?«

»Nichts, was ich wüsste, das Sie geben können. Aber in

welche Richtung reist Ihr?«

»Bis ans Ende unserer Reise«, erwiderte Ronald schnell auf diese Frage.

»Aber Ihr seid ein scharfsinniges Grüppchen«, lachte der Mann laut auf.

»Wir sind scharf genug, um einen Narren von einem Schurken zu unterscheiden, und Sie gehören nicht zur ersten Kategorie.«

»Ich bin weder das eine noch das andere, sondern ein armer Mann vom Lande, der von den Tories aus Haus und Heim vertrieben wurde, nur weil ich für die Kolonien kämpfen wollte«, antwortete der Fremde, senkte seine Augen und bot das Bild eines Mannes, der gleichermaßen von Freund und Feind verachtet und schlecht behandelt wurde.

»Und haben Sie bereits einen Schlag für die Sache geführt?«

»Noch nicht, weil ich noch keine Chance hatte.«

»Noch keine Chance gehabt!«, entgegnete der Schotte empört. »Wo waren Sie, als die Schlachten von Lexington oder Bunker Hill oder die Kämpfe in Boston stattfanden? Sie müssen auf ihre Zunge achten und Ihre Worte weise wählen, sonst wird es schlimmer für Sie.«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, die Tories hätten mich festgehalten?«, antwortete der Mann ärgerlich.

»Nein, haben Sie nicht, denn Sie sagten, sie hätten Sie aus Haus und Heim vertrieben.«

»Das haben sie getan; aber als sie mich freiließen, waren die Kämpfe vorbei.«

»Vorbei, Mann? Nein, da irren Sie sich, denn es wird noch

viele Jahre dauern, bevor England die Kolonien freilässt.«

»Gut so, denn dann kann ich helfen, mein Land zu verteidigen.«

»Ihr Land!«, sprach der hitzige Ire, der die ganze Zeit ein aufmerksamer Zuhörer des Gesprächs gewesen war. »Ihr Land! Bei meiner Seele, aber zwischen hier und Ihrem Land liegen viele Meilen!«

»Ich bin hier geboren«, erwiderte der Mann schnell.

»Das mag sein, aber Ihr Herz liegt jenseits des Ozeans, und meiner Meinung nach sind Sie nichts anderes als ein Schleicher, ein Spion und ein Tory; und bei all meinen Hoffnungen auf Gnade, wenn ich das Sagen hätte, dann würde der Ast ein wenig tiefer hängen mit Ihrem Körper daran, durch ein Seil um den Hals.«

»Und wäre ich allein, mein fröhlich lauter Jack, dann würde ich bald ein Loch in Ihrem Körper hinterlassen, das zeigen würde, was Sie zuletzt zu Abend gegessen haben.«

»Halt!«, unterbrach die ruhige, dennoch ernste Stimme von Merton, der von den lauten Tönen und leidenschaftlichen Akzenten der erbosten Sprecher angelockt wurde und gerade zur rechten Zeit kam, um die Schläge abzuwehren, die im Begriff waren ausgeteilt und empfangen zu werden. »Halt, Conway! Stecken Sie Ihr Messer weg, denn sicherlich würden Sie es nicht gegen einen Einzelnen einsetzen, selbst wenn er ein doppelter Feind wäre, und ...«

»Ich bitte um Verzeihung, Sir Merton, aber dieser Kerl ist nicht der Mann, als der er sich ausgeben möchte. Als ich ihm gerade sagte, was ich von ihm halte, und was ich mit ihm tun würde, wenn ich könnte, klang er nicht sehr ländlich –

nicht wahr, Ronald?«

»Nein, Sir, das tat er nicht.«

»Was hat er gesagt?«, fragte Merton und blickte den Mann streng an.

Der Mann beeilte sich, seine Geschichte zu erzählen, und als er geendet hatte – unter Hinzufügung zahlreicher eigener Meinungen – erreichten sie einen Teil des Weges, der auf der einen Seite von dichtem Wald, auf der anderen von einem steilen Abhang gesäumt war. Der Fremde, der hartnäckig folgte – obwohl Ronald ihn in den Hintergrund drängte –, trat nun schnell nach vorn und sprach den Lieutenant kühn an, wobei er den bisher genutzten Stimmverstellung aufgab.

»Sie haben die Geschichte dieses Mannes gehört, und ich möchte Ihnen mitteilen, dass er in seinen Vermutungen vollkommen recht hat. Ich habe Ihren Schritten nachgejagt, als Sie Ihr Schiff verließen, und wollte Ihre Bekanntschaft machen; jedoch teilweise aus Angst vor Ihrer Stärke und auch aufgrund der Schnelligkeit Ihrer Bewegungen – denn aus der Entfernung hielt ich Ihre Gefangenen für Mitglieder Ihrer eigenen Gruppe – wurde ich in meinen Absichten vereitelt. Dieses Mal war ich erfolgreicher und bin erfreut festzustellen, dass Sie aus einer so scharf- und aufmerksamen Gruppe bestehen. Es ist mein Wunsch, Sie zu begleiten.«

»Und ich bin fest entschlossen, dass Sie es nicht werden«, antwortete Merton, während ihm heiße Röte ins Gesicht stieg.

»Dann, Sir, müssen Sie mit mir gehen, ob Sie es wollen oder nicht«, erwiderte er mit einem spöttischen Lächeln im Gesicht des jungen Mannes.

Nachdem er dies gesagt hatte, hob er die Hand zum Mund, offenkundig in der Absicht, ein Signal zu geben; doch das böartige Lächeln wich aus seinem Gesicht und der Funken Hass erlosch in seinen Augen, als der kalte Lauf einer Pistole an seiner Schläfe anlag und Mertons Stimme in sein Ohr zischte: »Machen Sie den geringsten Laut oder geben Sie auch nur ein Handzeichen, und bei dem Gott, der mich hört, werde ich Ihre schwarze Seele in seine Gegenwart schicken.« Lauter werdend, damit die Feinde, von denen er überzeugt war, dass sie im Wald lauerten, hören konnten, sagte er: »Ich habe euren Anführer in meiner Gewalt und wenn einer von euch auch nur wagt, seinen Kopf zu zeigen, wird das das Zeichen für den Tod eures Captains sein. Versammelt euch um mich, meine tapferen Männer, mit gezogenen Schwertern und bereiten Pistolen, und wenn sie unsere Stärke prüfen wollen, werden sie sehen, wie freie Männer kämpfen können. Langsam bewegen; und ihr, Ronald und Conway, bleibt bereit, diesen Mann niederzuschlagen, falls sie auf mich schießen sollten.«

Vorsichtig gingen sie weiter, doch obwohl gelegentliches Rascheln zu hören war, zeigte sich kein Angreifer. Schließlich traten sie ins offene Land hinaus und bald darauf tauchte der hohe Mast des Schiffes am Horizont auf.

In dem sicheren Gefühl vor einem Angriff steckte Merton seine Waffe weg und setzte seinen Weg mit schnelleren Schritten fort. Der Gefangene wurde von einem der Besatzungsmitglieder als einer der blutrünstigsten Anhänger des Königs in dieser Region erkannt. Am folgenden Tag wurde er am Schiffsbaum aufgehängt. So wurden Spione und Ver-

räter in jenen ernsthaften Kriegszeiten bestraft.

Kapitel 6

Ein mysteriöses Verschwinden

Es ist nicht notwendig, auf das New York von 1776 Bezug zu nehmen. Es war damals die *Große Metropole* im Entstehen – eine Stadt von kleinen Ausmaßen, aber von außergewöhnlichem Versprechen. Die *Battery* und *Bowling Green* waren damals das Herz der kommerziellen und sozialen Welt – heute, leider, sind sie so weit *downtown*, dass sie von der Vornehmheit verbannt sind! Wo sich heute Hektar von Backsteinbauten und Straßennetze befinden, gab es damals Sümpfe, Hügel, Täler, Bauernhöfe, Landgüter und Gemeinplätze. Die Chambers Street markierte damals die äußerste Stadtgrenze – alles darüber hinaus wurde als *die Landschaft* betrachtet. Es wird der Fantasie des Lesers einiges abverlangen, sich Broadway verbarrikadiert vorzustellen, zusammen mit allen Straßen, die dorthin führen, und Batterien auf Erhebungen hinter der Trinity Church zu verorten. Eine Schanze und Batterie bei Hellgate bewachte die Durchfahrt feindlicher Schiffe in und aus dem Sund, während der Hudson River, und in der Tat alle angreifbaren Punkte, in eine Verteidigungsstellung gebracht wurden.

General Lee erkannte, dass die Höhen von Long Island eine zu wichtige Position waren, um vernachlässigt zu werden, und begann sofort mit dem Anlegen einer Reihe von

Schanzen an verschiedenen Punkten, von denen eine hinter der damals kleinen Stadt Brooklyn gelegen war, und die heute, wie damals, als *Fort Greene* bekannt ist. An der südlichen Spitze von Long Island, und sicher vom Meer durch Coney Island geschützt, erstreckt sich ein tiefer Einschnitt, oder besser gesagt, eine Bucht, in der sich zahlreiche Einbuchtungen und Bayous befinden. Zu dem Zeitpunkt, auf den wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken, und als alle eifrig daran arbeiteten, sich auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten, lag in einer dieser Einbuchtungen, sicher vertäut und durch die einfallsreichsten Vorrichtungen vollständig verborgen, das Schwarze Schiff.

Nach ihrer Abfahrt aus Boston war es ihr mit dem größten Geschick ihres Kommandanten gelungen, Beobachtungen zu entgehen und in der abgeschiedenen Bucht anzukommen, um auf die Gelegenheit zu warten, im Augenblick größter Not in den Einsatz zu kommen. Ihre Besatzung schien zu schlafen; doch diese Stille und scheinbare Untätigkeit waren lediglich eine Pause in der ernstesten Pflicht. Eines der Boote war fort. Es schien, als ob das Schiff auf dessen Rückkehr wartete, um zum Leben zu erwachen und in Aktion zu treten.

Die Sonne war untergegangen. Die Dämmerung begann langsam herein zu brechen und verlieh ihrer ohnehin düsteren Silhouette einen noch dunkleren Umriss, als das gleichmäßige Schlagen der Ruder, das von einer Besatzung zeugte, die ihr Handwerk verstand, zu hören war, und ein Boot in Sicht kam. Das verlassene Deck wurde schnell durch die Gestalten von Männern belebt, die es so oft im Schlachten-

lärm betreten hatten, und von besorgten Gesichtern, die auf ihre zurückkehrenden Kameraden blickten, begierig darauf, zu erfahren, welche Neuigkeiten sie zu überbringen hatten.

Als das Boot sanft an der Schiffsseite anlegte und Merton an Deck sprang, wurde er vom Captain in Empfang genommen, der ihn, nachdem er ihn außer Hörweite der Besatzung geführt hatte, fragte, was er entdeckt habe.

»Ich habe mich nach dem Verlassen des Schiffes vorsichtig fortbewegt«, antwortete der Lieutenant, »und die Küste genau im Auge behalten und alle Einlässe inspiziert, bis ich das Wasser erreichte, das zwischen Coney Island und dem Festland verläuft. Dies folgte ich westwärts, bis ich die Gravesend Bay erreichte. Hier, Sir, habe ich die Schiffe des Feindes entdeckt. Aus Angst, zu nah heranzukommen, brachte ich das Boot in Ufernähe und setzte zwei Männer an Land, die ich anwies, ins Landesinnere zu gehen, während ich beim Boot blieb. Nachdem sie über zwei Stunden fort waren, hielt ich es für klug, vier weitere Männer loszuschicken, um nach ihnen zu suchen. Doch gerade, als sie aufbrechen wollten, kehrten die beiden zurück und meldeten, dass sie viele Feinde an Land vorgefunden hatten, und dass deren Posten bereits bis nach New Utrecht vorgeschoben waren.

»Dann wird es schwierig sein, mit unseren Freunden an Land zu kommunizieren, und es ist unmöglich, die ROEBUCK zu finden, es sei denn, wir erhalten Informationen von der Armee«, sagte Captain Monmouth nachdenklich.

»Schicken Sie eine Landtruppe los, und lassen Sie sie versuchen, die Linie unserer Armee vor dem weiteren Vor-

marsch der Briten zu erreichen«, schlug Merton vor.

»Aber was bringt das, wenn sie ankommen und nicht zurückkehren können?«

»Es wird ein Risiko sein, das gebe ich zu, aber es könnte vielleicht erfolgreich sein.«

»Wie weit sind sie in ihrer Stärke von uns entfernt?«

»Nicht mehr als zweieinhalb Meilen.«

»In der Tat!«, rief der Captain überrascht aus.

»Ja, Sir, und deren Wachposten sind nicht mehr als eine Meile entfernt; außerdem haben sie sicherlich Spähtrupps.«

»Dann besteht die Gefahr, entdeckt zu werden?«

»Verzeihen Sie, aber ich glaube nicht. Sie werden kaum damit rechnen, Feinde inmitten dieses Sandes verborgen zu finden.«

»Vielleicht haben Sie recht, Merton, aber es wäre klug, einige unserer Männer zur Uferwache einzusetzen. Sorgen Sie dafür, dass sie in angemessener Weise zugeteilt und zu festgelegten Zeiten abgelöst werden. Wie steht es um die Flotte?«

»Alle, bis auf ein Schiff, sind unter dem Schutz der Kriegsschiffe verankert; das eine scheint Vorsicht für unnötig zu halten, da es eine volle Meile östlich von seinen Begleitern liegt.«

»Was meinen Sie, wenn das Morgenlicht es noch weiter entfernt zeigt?«

»Alles, was Sie tun müssen, ist, zu sagen ›nehmen Sie es‹, und es wird getan.«

»Das höre ich gerne. Sie haben den Befehl: Mister Merton, Sie werden heute Nacht dieses Schiff entweder kapern oder

versenken.«

Der junge Mann machte sich sofort daran, seine Besatzung auszuwählen und die Wache an Land zu arrangieren.

Um Mitternacht, mit gedämpften Rudern, stießen drei Boote, beladen mit bewaffneten Männern, aus den dunklen Schatten der Schiffsseite hinaus und ruderten schnell auf das offene Meer zu. Kein Wort wurde gesprochen. Kein Geräusch war zu hören, abgesehen vom leichten Plätschern der Ruder und dem leisen Gurgeln des Wassers unter dem Bug.

An Bord des britischen Schiffes herrschte vermeintliche Sicherheit. Die Besatzung hatte sich zurückgezogen, und nur ein Wachmann war geblieben. Sogar dieser nickte an seinem Posten ein. Im Kabinett war eine größere Gesellschaft versammelt, wo Fröhlichkeit herrschte. Der Spott über die *Yankees* würzte ihre Unterhaltung.

»Nun, Sir, ich muss zugeben«, bemerkte ein Anwesender zum Captain des Schiffes, »dass sie gut kämpfen. Schauen Sie sich Bunker Hill an und sagen Sie mir, ob die Männer irgendeiner anderen Nation, außer unserer eigenen, so tapfer gestanden hätten.«

»Gestanden!«, rief ein junger Mann verächtlich aus. »Nennen Sie es tapfer, sich hinter Erdwerken zu verstecken und auf unsere tapferen Truppen zu schießen, die ungeschützt auf sie zu marschierten?«

»Ich nenne es tapfer, Sir, wenn man bedenkt, dass sie ohne Drill und Disziplin waren und schlecht bewaffnet. Ich sage Ihnen, meine Herren, wäre den Kolonialtruppen nicht die Munition ausgegangen, hätten wir Boston auf ganz andere Weise verlassen, als wir es taten, obwohl wir es, Gott weiß,

damals schon unter Beschuss und in größerer Eile taten, als mir lieb war.«

»Sie scheinen eine hohe Meinung von diesen Rebellen zu haben«, sagte der junge Mann.

»Als Männer ja; als Rebellen verachte ich sie und ihre tapfersten Taten. Aber in einem Punkt fürchte ich, irrt sich unsere Regierung, und das wird sie zu spät erkennen, nämlich dass diese Kolonien schwach und kaum imstande seien, den Krieg zu führen. Wenn ich mich nicht täusche, werden Jahre vergehen, bevor wir sie unterwerfen können: und die Krone, obwohl sie andernorts auch beschäftigt ist, sollte jeden Mann, den sie bekommen, leihen oder mieten kann, hierher senden.«

»Erlauben Sie mir, Ihre Bemerkung hinsichtlich der Jahre, die notwendig sein werden, um den aufstrebenden und entschlossenen Geist Amerikas zu unterwerfen, zu korrigieren. Anstatt mehrerer, fügen Sie eine Ewigkeit von Jahren ein.«

Am Eingang zur Kabine stand die imposante Gestalt Mertons. Seine Hand ruhte auf dem Griff seines Schwertes, während sein Blick vor Zorn und Überlegenheit funkelte.

»Wer sind Sie?«, verlangte der Captain des Schiffes wütend zu wissen, als er aufsprang, um seinem Besucher entgegenzutreten.

»Ihr Vorgesetzter an Bord dieses Schiffes; Ihr Ebenbürtiger von Mann zu Mann«, war die feste Antwort.

»Bei den Himmeln, das werden wir mit schärferen Werkzeugen als Worten klären«, erwiderte der Captain, während er ein Entermesser vom Haken nahm und drohend vorrückte.

»Ein gutes Motto, und eines, das ich Ihnen gerade jetzt besonders ans Herz legen würde, ist, gut zu überlegen, bevor Sie handeln«, bemerkte der junge Mann verächtlich.

»Diese Beleidigung ist unerträglich und muss gerächt werden«, sagte der Offizier, als er sich an die Seite des Captains stellte.

»Ich werde Ihnen, meine Herren, einige unangenehme Wahrheiten erklären. Ihr Schiff hat den Besitzer gewechselt, und Sie sind Gefangene!«

Es gibt Gefangene«, riefen sie alle gleichzeitig aus.

»Genau.«

»Was ist los da oben!«, rief der Captain. »Signalisiert die Flotte, denn hier gibt es Verrat!«

»Ich habe keinen Zweifel, dass Ihre Männer hören, aber da sie in abscheulicher Haft sind, ist es ihnen unmöglich, zu gehorchen«, erwiderte Merton auf den Befehl des Captains.

»Habe ich Sie richtig verstanden, dass dieses Schiff erobert wurde?«

»Ja.«

»Und das, ohne dass ich es bemerkt habe?«

»Das denke ich.«

»Von welchem Schiff?«

»Von keinem; nur von Booten unter meinem Kommando.«

»Und wer sind Sie?«

»Harold Merton, Zweiter Offizier an Bord des BLACK SHIP«, wurde stolz geantwortet.

»Einst im Dienst Seiner Majestät, nicht wahr?« bemerkte der Captain, nachdem er den Überraschungseffekt des Schiffsnamen überwunden hatte.

»Ja, aber nun, Gott sei Dank, ist mein Leben der Freiheit meines angenommenen Landes gewidmet. Den Tod scheue ich nicht, solange ich für ihre Sache kämpfe.«

»Junger Mann, Ihre Worte sollten Ihre Lippen verbrennen mit ...«

»Halten Sie ein, Sir«, unterbrach Merton streng. »Ich höre dasselbe von jedem Engländer, den ich treffe, und es ermüdet mich. Sie halten Amerika für falsch, ich denke, sie hat recht; also, um der Worte willen, wenn aus keinem anderen Grund, lassen Sie uns davon absehen, weiter darüber zu sprechen.«

»Wie Sie wünschen, junger Mann; ich habe dennoch meine Meinung über Sie.«

»Halten Sie mich für einen Teufel, wenn Sie wollen, aber hüten Sie sich davor, dass dieser Gedanke zum Ausdruck kommt, denn sollte auch nur das leiseste Flüstern mich erreichen, werde ich vergessen, dass Sie mein Gefangener sind, und Ihnen Gewalt antun. Aber genug davon«, fügte er hinzu, seine Wut mit großer Anstrengung zügelnd und ruhiger sprechend. »Legen Sie Ihre Waffen auf den Tisch, meine Herren, und folgen Sie mir auf das Deck.«

Dieser Befehl wurde sofort befolgt. Ohne ein Wort verließen alle Feiernden die Kabine.

Die Art und Weise, wie die Eroberung durchgeführt wurde, war aufgrund ihrer extremen Einfachheit vollständig erfolgreich. Ronald entfernte seine Kleidung, als die Boote so nah wie möglich gekommen waren, und schwamm langsam weiter. Ein großes Seetangbündel, das er so fest wie möglich verknotete, ließ er auf der Seite seines Kopfes, gegen die die

Strömung schlug, treiben und ließ sich zur Seite des Schiffes bringen. Bald erreichte er den Bug des Schiffes. Ein Tau wurde gefunden und nachdem er sich vergewissert hatte, dass es festgemacht war, kletterte der Seemann vorsichtig Hand überhand auf das Deck. Über die Reling spähend erblickte sein Auge die Gestalt der einsamen Wache, die gegen den Hauptmast gelehnt, offenbar den Stimmen lauschte, die ihn aus der Kabine erreichten. Überzeugt davon, dass die übrige Besatzung entweder unter Deck oder das Schiff verlassen hatte, trat er leise auf das Deck und näherte sich vorsichtig dem Mann. Als er sich in kurzer Distanz befand, machte er einen schnellen Sprung, einen schweren Schlag, und sein Gegner lag bewusstlos zu seinen Füßen. Er sicherte ihn hastig mit den Tauen, die griffbereit lagen, und gab der Bootsbesatzung ein Signal seines Erfolgs. Bei der Durchsuchung der Taschen des am Boden liegenden Mannes fand er zu seiner Zufriedenheit eine Zunderbüchse, die zusammen mit einem Strang geteerter Takelage die benötigten Gegenstände waren. Er beugte sich dann über die Schiffsseite und zündete das Tau an. Nachdem er es einen Moment lang hell brennen ließ, warf er es ins Wasser. Was folgte, lässt sich leicht errahnen. Das Erste, was der Captain über den *Besitzerwechsel* erfuhr, war, als Merton eintrat und ihn darüber informierte. Alles von Wert, was das Schiff enthielt, war Geld, von dem es eine reiche Ernte gab. Der Schatz und die Gefangenen wurden entfernt, Löcher wurden in den Schiffsboden gebohrt, und sie wurde dem Sinken überlassen. Bevor die kleinen Boote ihren Treffpunkt erreichten, war das britische Schiff so leise untergegangen, als wäre ein Schatten vorbei-

gezogen. Als der Tag anbrach, war der Feind bestürzt, sie verschwunden zu finden.

Kapitel 7

Abenteuer an Land

Am Morgen nach den zuletzt geschilderten Ereignissen konnte man schon früh drei Männer sehen, die auf der Suche nach jemandem zu sein schienen, den sie jederzeit treffen konnten. Sie waren in die Uniform der britischen Marine gekleidet und bewegten sich in jener eigentümlichen Weise, die für den typischen *alten Seebären* charakteristisch ist. Sie waren so gut getarnt, dass sie ohne die verräterische Stimme von Ronald und den ungestümen Humor von Conway als Fremde im Land durchgegangen wären. Ihr Begleiter war kein anderer als Leutnant Merton.

»Haltet die Augen offen, denn ihre Vorposten können nicht weit sein, und ich möchte ihnen nach Möglichkeit aus dem Weg gehen. Wenn das nicht möglich ist, müssen wir versuchen, sie zuerst zu sehen, damit wir uns ihnen ohne Verdacht nähern können«, sagte der junge Mann.

»Können wir nicht weiter nach Osten gehen und ihnen vielleicht ausweichen?«, fragte Ronald.

»Ich fürchte nicht«, antwortete Merton, »denn sie haben mit Sicherheit Wachen aus ihrer Hauptgruppe über die ganze Bucht verteilt.

»Schauen Sie sich den Burschen da an, Sir«, rief Conway

leise, »bei meinem Glauben, aber er zeigt uns, wie geschickt er mit seinem Gewehr umgehen kann.«

»Nicht reagieren«, befahl Merton schnell. »Ich sehe ihn, und er winkt, um herauszufinden, ob wir Freund oder Feind sind. Lassen Sie mich vorgehen. Und vergessen Sie nicht, wen Sie vertreten. Conway, beherrschen Sie Ihr Temperament und lassen Sie sich unter keinen Umständen, wie groß die Provokation auch sein mag, durch Worte oder Taten verraten, wer Sie sind.«

Dann trat er einige Schritte vor und blieb stehen. Der Soldat winkte weiter, erhielt aber keine Antwort und hob sein Gewehr, als wolle er schießen. Sofort rief Merton mit einer Stimme, die seinem vermeintlichen Charakter entsprach: »Bleib stehen, du Landratte, mit deinem Gewehr! Was willst du? Einen englischen Matrosen erschießen?«

Der Mann senkte das Gewehr und winkte einem Kameraden, der außer Sicht war. Kurz darauf nähert sich ein Unteroffizier mit einer Gruppe Soldaten.

»Zum letzten Mal warne ich euch beide: Behaltet einen kühlen Kopf und haltet den Mund«, sagte Merton hastig. »Mein Blut wird auf eurem Gewissen sein, wenn ihr meinen Befehlen nicht gehorcht.«

»Keine Sorge, Mylord, wir werden uns vernünftig verhalten«, sagte Ronald.

»Nun, was wollt Ihr und was macht Ihr außerhalb der Linien?«, fragte der Unteroffizier, als er mit seiner Truppe in einiger Entfernung anhielt.

»Zunächst einmal, Herr Unteroffizier«, antwortete Merton unwirsch, »wollen wir nicht in ein Loch zwischen Wind und

Wasser geraten, denn wir sind keine Feinde. Und außerdem sind wir außerhalb Ihrer Linien, weil wir niemanden gefunden haben, der uns drinnen hält. Da wir weder Karte noch Kompass haben, sind wir in die Dünen geraten und noch viel weiter, bis wir vielleicht in einen feindlichen Hafen geraten sind, ohne es zu wissen.«

»Wo wollt ihr hin?«

»Wir gehören zur ROEBUCK und haben nichts dagegen, wieder an Bord zu gehen, wenn wir die Richtung kennen.«

»Ich weiß nicht, wo Euer Schiff ist, aber Ihr könnt es vom Wachoffizier erfahren.«

»In welcher Richtung liegt das Meer von hier aus? Wenn wir es sehen können, finden wir es allein.«

»Es ist dort drüben«, antwortete der Soldat und zeigte nach Südwesten, »aber Ihr müsst vom Offizier untersucht werden, bevor ich Euch passieren lasse.«

»Hört euch das an, Jungs«, rief Merton mit einem lauten Lachen. »Die Yankees haben diese Soldaten in Boston so erschreckt, dass sie keinem Mann trauen, egal wie er gekleidet ist oder woher er kommt. Gehen Sie vor, Unteroffizier, wir lassen uns von Ihrem Offizier untersuchen. Er wird sehen, dass wir so gute, kupferbeschlagene, englische Kriegsschiffsmänner sind, wie sie je in sein Quartier gekommen sind.«

Sie gingen etwa eine Viertelmeile weiter und wurden vor den Offizier geführt, der die Wachabteilung befahl.

»Ich habe diese Männer gefunden, Sir«, sagte der Unteroffizier mit einem Salut, »an unserem äußersten rechten Flügel, als sie sich unseren Linien näherten.«

»Aus welcher Richtung kamen sie?«

»Aus dem Süden, Sir.«

»Und ihr Benehmen – war es verdächtig?«

»Überhaupt nicht, Sirr. Sie kamen, als wüssten sie nicht, wozu eine Wache da ist.«

»Wie war das, meine Herren – woher kamen Sie?«

»Von der ROEBUCK, Euer Ehren«, antwortete Merton, drehte seinen Hut und schien besorgt.

»Wie lange ist es her, dass Sie von Bord gegangen sind?«

»Zehn Tage, Sir.«

Diese Frage war aus der Luft gegriffen, aber der junge Mann stieß zufällig auf die richtige Antwort, denn die nächste Frage versicherte ihn und gab ihm einen Hinweis, wie er weitere Fragen beantworten sollte.

»Lassen Sie mal sehen«, sagte er und schlug schnell die Seiten eines Buches auf, das vor ihm lag. »Ah, hier ist es. Die Fregatte ROEBUCK hat ihre Position geändert, um mit der Vorhut zu operieren. Sie wird den linken Flügel schützen, der bis zum Wasser reicht. Sie ist seit einer Woche unterwegs, und Sie haben sie vor zehn Tagen verlassen?«

»Ja, Sir.«

»Wie sind Sie an Land gekommen?«, fragte er scharf.

»Ich hatte drei Tage Urlaub und bin über Nacht geblieben.«

»Was war der Grund?«

»Nun, Sir, es ist eine Schwäche, die wir Seeleute haben. Wir haben ein paar Freunde getroffen und etwas zu viel Bier getrunken.«

»Aber Sie kamen an unserer rechten Flanke an, obwohl Sie

unsere linke hätten passieren sollen. Wie kam es dazu?«

»Ich weiß nicht, Mylord, es sei denn, unsere Köpfe waren benebelt und wir haben die Orientierung verloren«, antwortete Merton, als ob er sich schämte.

»Sie sehen ehrlich aus und tragen die richtige Kleidung, also lasse ich Sie ohne weitere Worte passieren, damit Sie zu Ihrem Schiff zurückkehren können.«

Die Matrosen bedankten sich und verließen respektvoll seine Gegenwart. Draußen warf Merton einen Blick auf das Papier, und zu seinem Entsetzen sah er, dass darauf stand: »Diese Männer innerhalb der Linien passieren zu lassen.«

»Das ist schlecht«, sagte er mit besorgtem Gesichtsausdruck.

»Was, Sir?«, fragte Ronald.

»Dieser Pass gibt uns die Erlaubnis, innerhalb der Linien zu reisen.«

»Dann, Mylord, wollen wir einen kühnen Schritt wagen und uns durchkämpfen.«

»Ja, ja, Sir, das ist der Plan. Tut, was Ronald sagt, denn im Gedenken an meinen gesegneten Vater sind wir gut für sechs von ihnen, und wenn es darauf ankommt, nehme ich allein drei«, sagte Conway eifrig.

»Ich fürchte, wir müssen es tun, denn ich bin entschlossen, die amerikanischen Linien zu erreichen, auch wenn wir uns jeden Zentimeter erkämpfen müssen.«

Am späten Nachmittag machte sich der Hunger bemerkbar, denn seit dem Morgen hatten sie nichts mehr gegessen. Um die wenigen Lebensmittel, die sie bei sich hatten, nicht zu verbrauchen, suchten sie nach einem Haus oder einer

Herberge, wo sie sich erfrischen konnten. Vom Hügelkamm aus bemerkten sie ein Haus im Tal zu ihrer Rechten. Viele Menschen hatten sich darum versammelt, und an einem Baum waren mehrere Pferde angebunden, die offensichtlich zu einer Dragonertruppe gehörten.

»Ich werde warten, bis die Sonne untergegangen ist und diese Kerle verschwunden sind, obwohl unsere Verkleidung gut ist und wir wahrscheinlich ungehindert passieren könnten. Aber die Stimmung zwischen den Soldaten und den Matrosen ist nicht die freundlichste. Sie sind sicher betrunken und könnten Bemerkungen machen, auf die wir nur ungern reagieren würden«, bemerkte Merton.

Schweigend setzten sich die Männer und warteten geduldig auf weitere Anweisungen ihres Anführers. Als die Sonne hinter den fernen Wäldern verschwand, kam das Zeichen und sie eilten auf das Haus zu. Das Gebäude war offensichtlich ohne großen Aufwand zu einem Gasthaus umgebaut worden. Das Wirtshausschild zeigte die Figur eines Mannes, der wohl einen König darstellen sollte, mit einer Krone auf dem Kopf, deren Zacken an einen Lattenzaun erinnerten, und einem Zepter, das an einen Kartoffelstampfer erinnerte. Darunter stand in kaum lesbarer Schrift: *Die Waffen des Königs*. Das Innere des Gasthauses war ebenso schlicht wie das Äußere. Merton setzte sich an einen der langen, schmutzigen Tische und erkundigte sich nach dem Essen. Da es nur ein Gericht gab, war die Auswahl einfach, und zur Überraschung aller war das Essen im Gegensatz zur schäbigen Umgebung einfach und schmackhaft. Nach dem Essen stand Merton auf, um die Rechnung zu bezahlen. Er wollte gerade

zurückgehen, als sich ihm ein betrunkenener Soldat in den Weg stellte, einer der sieben, die am anderen Ende des Raumes saßen.

»Na, mein feiner Seebursche, woher kommst du?«, fragte er, stemmte die Hände in die Hüften und blickte dem jungen Mann frech ins Gesicht.

»Von draußen, und wenn das nicht reicht, von meinem Schiff«, antwortete Merton so ruhig wie möglich.

»Wo ist dein Schiff?«

»Auf dem Wasser, wenn es nicht untergegangen ist.«

»Pass auf, mein Guter«, sagte der Soldat verärgert, als sich einige seiner Kameraden näherten, »wenn du dir nicht den Kopf einschlagen willst, solltest du höflicher antworten.«

»Es ist wahr, ich will mir nicht den Kopf einschlagen lassen, und noch weniger will ich das zulassen. Aber was gibt dir das Recht, mich zu fragen, woher ich komme oder zu welchem Schiff ich gehöre?«

»Weil ich etwas über dich herausfinden will, und das werde ich. Weißt du, mein lustiger Seebär, ich war eine Weile mit euch Jungs zusammen und habe mehr Tritte als Küsse bekommen, also bin ich nicht gerade freundlich zu euch und würde lieber einen Streit mit einem kleinen Kampf haben als gar keinen.«

»Dann kämpfst du mit denen, die dir Anlass dazu gegeben haben?«, erwiderte Merton schnell mit seiner natürlichen Stimme, während er versuchte, vorbeizugehen.

»Nein, das wirst du nicht tun, mein guter Freund«, sagte einer der anderen, stellte sich neben seine Kameraden und versperrte ihnen wirksam den Weg. »Nicht, bevor wir dich

näher betrachtet haben. Habt ihr gehört, Jungs, wie dieser Kerl reden kann, wenn er will? Lasst uns ihn und seine Begleiter mitnehmen, denn ich schwöre, ich glaube nicht, dass sie Freunde des Königs sind, trotz ihrer Kleidung.«

Merton erkannte sofort, dass seine Situation gefährlich wurde, und der Soldat, der ihm nun gegenüberstand, handelte schnell.

»Wofür haltet Ihr mich?«, fragte er mit vollkommener Selbstbeherrschung.

»Vielleicht für einen Verräter, vielleicht für einen Spion. Aber das werden wir herausfinden.«

»Hier, seht euch mein Papier an«, sagte er und reichte den Pass.

Der Soldat machte eine schnelle Bewegung, als wolle er ihn ergreifen, aber Merton zog seine Hand schnell zurück und sagte: »Nicht so schnell, denn ich werde ihn euch nicht anvertrauen. Wenn ich ein Spion wäre, würde ich das nicht tun; also könnt ihr, wenn ihr wollt, einen Blick darauf werfen, aber ihr dürft ihn nicht anrühren.«

»Wenn du bist, was du sagst, würdest du mir deinen Pass anvertrauen!«

»Du irrst dich, Genosse. Ich bin misstrauisch, weil dein Freund gesagt hat, er hätte nichts gegen eine Schlägerei, und da du ihm zustimmst, nehme ich an, du bist derselben Meinung. Vielleicht willst du mich gefangen nehmen, um dich für das zu rächen, was die anderen Seeleute dir angetan haben, und der einzige Weg, das zu erreichen, ist, dieses Papier zu stehlen.«

»Da ist etwas Wahres dran, und ich war vielleicht etwas

voreilig«, antwortete er nach einer Pause. »Aber ich kann nicht vergessen, wie du gesprochen hast; aber ich lasse dich gehen, wenn du mir eine Frage beantwortest.«

»Lassen?«, rief Merton mit einer gewissen Verblüffung aus; »Du solltest mich erst einmal festhalten, bevor du von *lassen* sprichst!«

»Du sagst, du bist ein Kriegsschiffsmann?«, fragte er, ohne auf die Bemerkung einzugehen.

»Ja.«

»Wie heißt dein Schiff?«

»Die ROEBUCK.«

»Wo ist sie?«

»Bei der Vorhut an der Küste.«

Während Merton sich so ruhig befragen ließ, blieben die beiden Seeleute nicht untätig. Ronald hatte den Raum verlassen und kehrte kurz darauf mit drei kräftigen, schweren Stöcken zurück, von denen er einen Conway überreichte, der ihn mit sichtlicher Genugtuung entgegennahm.

»Mit Ihrer Erlaubnis. Ich bin bereit, sobald Mr. Merton das Zeichen gibt«, flüsterte er Conway zu, »und wenn ich an seiner Stelle wäre, würde ich nicht länger mit dem Burschen reden.«

»Nein, das würde ich auch nicht«, erwiderte Ronald.

Der Soldat fuhr mit der Befragung des jungen Mannes fort, der ohne Anzeichen von Verärgerung antwortete. Schließlich wurde sein Ton zu befehlend, und Merton beschloss, sich das nicht länger gefallen zu lassen.

»Sehen Sie von Ihren Fragen ab, denn ich habe beschlossen, Ihnen nicht mehr zu antworten.«

»Wie Sie wollen, mein lieber Jack, aber wenn Sie ein echter Brite sind, machen Sie sich nicht die Mühe, *Gott schütze den König* zu sagen.«

»Er hat mir nie etwas angetan, und wenn seine Stunde kommt, hoffe ich, Gott schütze den König«, antwortete Merton ausweichend.

»Aber das ist nicht ganz der gewünschte Wortlaut.«

»Gewünschte Formulierung, was? Gehen Sie mir aus dem Weg, denn ich lasse mich von Ihnen nicht länger aufhalten.«

»Aber ich lasse Sie nicht durch, Jüngelchen.«

»Dann werde ich Sie entfernen.« Und ehe der Mann seine Absicht begriff, streckte er ihn mit einem Hieb nieder, der einem Ochsen genügt hätte. Der Soldat fiel vor Mertons Füße.

»Auf sie, meine tapferen Männer, jetzt wird ernsthaft gekämpft. Rettet Leben, wenn möglich, aber schlägt so viele Köpfe ab, wie ihr wollt, Conway«, rief er, sprang über den am Boden liegenden Körper und stellte sich neben seine Gefährten. Er nahm den schweren Knüppel von Ronald und stürmte zurück in den Kampf. Die drei wehrten sich heldenhaft und die Soldaten waren so überrascht, dass sie, bevor sie nach ihren Waffen greifen konnten, von den großzügig verteilten Schlägen bewusstlos zu Boden fielen.

»Nun, du bist der Letzte, mein Rotkehlchen, und du wirst mit einem wunden Kopf aufwachen, denke ich«, sagte Conway, während er mit seinem kräftigen Arm den Knüppel auf den letzten Soldaten niedersausen ließ.

»Folgt mir sofort«, befahl Merton in seinem gewohnten Ton. »Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn das wird sich

bald herumsprechen und unseren Fluchtweg abschneiden.«

Zögernd verließen sie den Ort und folgten ihrem Anführer in die hereinbrechende Dunkelheit, um bald darauf aus dem Blickfeld zu verschwinden.

Am Nachmittag des nächsten Tages erreichten Merton und Ronald die amerikanischen Linien. Conway war nicht bei ihnen, da ihm die schwierige Aufgabe übertragen worden war, den Weg zurück zum Schiff zu finden und Bericht über die Entdeckungen auf der ROEBUCK zu erstatten.

Beide waren so gekleidet, wie sie das Schiff verlassen hatten, nur dass ihre Jacken offen waren und auf der Brust ihrer Hemden deutlich die Worte *BLACK SHIP* prangten. Merton machte sich sofort auf die Suche nach dem Kommandanten, was sich als äußerst schwierig erwies. Erst lange nach Sonnenuntergang hatte er Erfolg. Als er im Hauptquartier von General Greene eintraf, wurde ihm zu seinem großen Bedauern mitgeteilt, dass es nicht möglich sei, mit ihm zu sprechen, egal wie wichtig seine Informationen seien, da der General mit hohem Fieber im Bett liege. Ihm wurde General Sullivan zugeteilt, der das Gespräch jedoch auf den nächsten Morgen verschob.

Früh am Morgen traf er sich mit dem General, der sich sehr freute, ihn zu sehen.

»Sie sind also der *BLACK SHIP* zugeteilt«, sagte er mit einem wohlwollenden Lächeln.

»Es ist mir eine Ehre, Sir«, antwortete Merton.

»Wie weit waren die Feinde von unseren Außenposten entfernt, als Sie ihre Linien passierten?«

»Nicht mehr als drei Meilen, würde ich sagen. Aber ich

glaube, die britischen Truppen sind noch nicht vollständig gelandet, denn die Bucht ist nicht voll genug, um das zu rechtfertigen.«

»Wo ist Ihr Schiff, Lieutenant Morton?«

»Versteckt in einer Bucht, die in das Festland hineinragt, gleich hinter Coney Island. Captain Monmouth beabsichtigt, das englische Kriegsschiff ROEBUCK anzugreifen oder, wenn möglich, abzulenken, denn ich zweifle nicht daran, dass es dem Feind wertvolle Dienste leisten und Zerstörung und Tod in unseren Reihen anrichten wird.«

»Sie haben recht, Sir. Durch ihr Feuer sind schon einige unserer armen Kameraden gefallen. Sie trägt schwere Kanonen, und ich fürchte, sie wird ein zu mächtiger Gegner für Ihr Schiff sein.«

»Das mag sein, Sir, aber Kapitän Monmouth ist ein kluger Mann; was ihm an Feuerkraft fehlt, macht er durch List wett. Es wird mir daher nicht möglich sein, zu meinem Schiff zurückzukehren, und da in unserem leidgeprüften Land jede Waffe gebraucht wird, die man aufreiben kann, möchte ich an einer Stelle eingesetzt werden, wo ich von Nutzen sein kann. Wenn das nicht möglich ist, werde ich auf eigene Verantwortung kämpfen müssen, aber ich bin sicher, dass ich mich mutiger fühle und stärker zuschlage, wenn ich unter der Führung eines guten Führers kämpfe.«

»Ihr Wunsch sei erfüllt, Sir«, erwiderte der General, schrieb hastig eine Notiz und reichte sie Morton. »Bringen Sie das zu Lord Stirling, er wird Ihnen einen Posten zuweisen. Auf Wiedersehen und Gott mit Ihnen. Es mag sein, dass wir uns nie wiedersehen, aber sollten wir fallen, so mögen

uns unsere letzten Gedanken trösten, dass wir für eine der edelsten Sachen gestorben sind, für die je ein Mensch gekämpft hat. Auf Wiedersehen, Mr. Merton.«

Die beiden Männer verabschiedeten sich mit einem herzlichen Händedruck.

Kapitel 8

Der Doppelkonflikt

Der Zeitpunkt, an dem die jungen Kolonien ihre erste offene Schlacht gegen das Land schlagen sollten, dessen Banner auf allen Meeren wehte, rückte immer näher. Der 22. August kam.

Die gesamte britische Armee landete auf Long Island. Diese Nachricht verbreitete sich sofort über die Kette der Außenposten, aber als ob sie den Mut der 8.800 tapferen Söhne Amerikas, die sich entschlossen hatten, *zu siegen oder zu sterben*, stärken sollte, kam die erfreuliche Nachricht von der entscheidenden Abwehr der englischen Flotte bei Fort Moultrie. Vier Tage später war die feindliche Armee zum Angriff bereit. Ihre Linie erstreckte sich von der Küste zwischen Gravesend und Utrecht bis nach Flatbush und Flandern.

Welch ein Gegensatz zwischen den beiden Heeren! Auf der einen Seite die robusten, undisziplinierten Bauern, auf der anderen die gut ausgebildeten Soldaten, die an Gemetzel

und Kriegslärm gewöhnt waren. Hier die selbstgenähte Kleidung der Kontinentalarmee; dort die prächtigen, gepflegten Uniformen der Briten; dort das verrostete Schwert, das vom heimischen Herd gestohlene Gewehr und die wenigen, mit Blut erkauften Kanonen; auf der anderen Seite die polierten Waffen, die Fülle an Munition und die glänzenden Geschützparks. Auf der einen Seite die Siegeszuversicht, der Gehorsam gegenüber den Offizieren und die verhängnisvolle Idee, den Gegner zu verachten; auf der anderen Seite die Liebe zum Vaterland, zur Heimat, die Gerechtigkeit der Sache, vor allem aber das Band der Brüderlichkeit und der Wille zu kämpfen oder zu sterben. So standen unsere Vorfahren – so müssen wir immer stehen.

Es war eine stille Nacht. Der Vollmond warf sein Licht über die Hügel und hinab in die Täler, seine Strahlen fielen auf die schlafenden Gestalten der Soldaten, die unter freiem Himmel lagen. Eine Waffe lag griffbereit in der Hand. Jedes Ohr schien halb geöffnet, um den ersten Schlag der Signaltrommel zu hören. Die Nacht verging, und die aufziehenden Wolken zogen träge über das bleiche Antlitz des Mondes. Doch horch! Der scharfe Knall der Musketen war in der Ferne zu hören. Das alarmierende Geräusch ließ das amerikanische Lager erwachen.

Einer der Ersten, der das Geräusch hörte, war Merton. Schnell formierte er die kleine Gruppe von Spähern, die Lord Stirling ihm anvertraut hatte, und wartete ungeduldig auf den Befehl, sich in Bewegung zu setzen. Bald kam die Nachricht von den weit entfernten Außenposten, dass der Feind vorrückte und die Delaware-Truppen unter Colonel

Allen sich langsam vor der überwältigenden Streitmacht zurückzogen.

Für Merton kam bald der Befehl zum Vorrücken. Er wurde angewiesen, den Weg zu den Narrows zu erkunden, aber so nah zu bleiben, dass er jederzeit mit den nachfolgenden Truppen kommunizieren konnte. Vorsichtig rückten die Männer vor. Ihr Vormarsch blieb ungestört, bis fast bei Tagesanbruch das Delaware-Regiment mit den sich zurückziehenden Außenposten getroffen wurde. Merton warf seine kleine Streitmacht sofort nach vorne, wo die Gewehre seiner Männer viele Feinde niederstreckten.

Lord Stirling, der die Nachricht erhalten hatte, formierte seine beiden Regimenter an einem vorteilhaften Abhang, der von der Straße zu einem Waldstück auf dem Hügel führte. Die tapferen Delawaren hielten an und formierten sich neu, während die Vorposten, die sich um Merton versammelt hatten, die anrückenden Kolonnen der Briten mit gezielten Salven empfangen. Ein heftiger Kampf entbrannte. Doch die Angreifer erwiesen sich als zu stark, denn bald stellte sich heraus, dass sie aus zwei kompletten Brigaden unter General Grant bestanden.

Die Amerikaner mussten sich erneut zurückziehen. Sie bezogen auf einer Anhöhe gegenüber der Stellung von Lord Stirling Stellung und arbeiteten mit dem Schützenkorps von Kichlin zusammen, dessen tödliches Feuer die dichten Kolonnen des Feindes so schnell niedermähte, wie sie auftauchten. So wurde die Schlacht zu einem offenen Gefecht, und Merton verdiente sich die ihm zugewiesene Position. Er war stets mitten im Kampfgeschehen, spornte seine Männer

durch Wort und Beispiel zu äußerster Anstrengung an, und sie, von seinem Geist beseelt, stürzten sich mit solcher Hefigkeit auf den Feind, dass dessen Frontlinie zu wanken begann.

Plötzlich ertönte hinter ihnen ein schweres Gewehrfeuer. Jede Hand hielt inne. Salve um Salve prasselte auf sie nieder und sie erkannten die schreckliche Wahrheit, dass es dem Feind gelungen war, ihre Flanke zu umgehen. Bestürzung und Verwirrung folgten. Die angreifenden Hessen wurden nicht mehr entschlossen bekämpft; trotz der Bemühungen ihrer Generäle, sie zu sammeln, zerstreuten sich die kontinentalen Truppen und versuchten, in ihre Lager zurückzukehren. Dieses Bemühen war vergeblich. Von allen Seiten stießen sie auf die gezückten Säbel oder die blitzenden Bajonette des Feindes. Sie wurden hin- und hergetrieben, von allen Fluchtwegen abgeschnitten und ohne große Gegenwehr niedergemetzelt.

Merton, der erkannte, dass der Rückzug durch die Reihen des Feindes führte, teilte dies seinen Männern kurz mit und schlug ihnen vor, sich den Weg in die Freiheit zu erkämpfen. Dieser mutige Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen. Er verstärkte seine Truppen durch zahlreiche Nachzügler, die um ihn herumstanden, ordnete seine Reihen und führte sie dann zur Tat. Er schlängelte sich am Fuße des Hügels entlang, den sie gerade verlassen hatten, und nutzte dabei die Deckung des dichter bewaldeten Teils, bis er durch den Lärm bemerkte, dass sie nahe genug waren, um seinen eilig gefassten Plan in die Tat umzusetzen.

Er wählte einige der Tapfersten aus, stellte sie unter Ro-

nalds Kommando und befahl ihnen, voranzugehen, während er die anderen hinter einem kleinen Vorsprung zu ihrer Rechten verbarg, um dort auf das Ergebnis zu warten, das er von dem Schotten zu erwarten hoffte. Ronald war noch nicht weit gekommen, als er plötzlich auf den Feind traf. Eine Weile kämpfte er entschlossen, dann begann seine Truppe auf Befehl langsam nachzugeben, bis sie in einen hastigen Rückzug überging. Er führte seine Verfolger direkt in den Hinterhalt, den Merton vorbereitet hatte. Die Hessen wurden mit einer vernichtenden Salve empfangen, und bevor sie Zeit hatten, sich neu zu formieren, befahl Merton der bereitgestellten Reserve zu feuern. Dann, als sich der Rauch noch nicht verzogen hatte, stürzte er sich mit voller Kraft auf sie und erreichte mit zwei Dritteln seines Kommandos ihren Rücken. Dort sammelte er seine Kräfte und schloss die Reihen. Doch wie groß war sein Schmerz, als er erfuhr, dass Ronald nirgends zu finden war. Es war nicht die Zeit, nach Vermissten zu suchen. Der Befehl wurde erteilt und die Truppe rückte ab. Diese *aussichtslose Mission* hatte etwas mehr als eine Meile zurückgelegt, als etwas rechts von ihnen ein scharfer Schuss zu hören war. Merton, der dachte, es könnte der Schotte sein, eilte sofort zu Hilfe. Als er in Sichtweite kam, sah er eine Gruppe tapferer Männer, die gegen eine dreimal so große Streitmacht kämpften. Sein großmütiges Herz wurde bei diesem Anblick entflammt.

»Was meint Ihr, Sir?«, wandte er sich an seine Gefolgsleute. »Sollen wir diese Gruppe von Landsleuten ihrem Schicksal überlassen und die Flucht ergreifen, oder sollen wir ihnen zu Hilfe eilen?«

»Führen Sie uns – wir folgen!«, war die entschlossene Antwort.

»Enterkommando, vorwärts!«, rief der junge Mann und vergaß, dass er keine Gruppe seiner eigenen harten Seeleute anführte. Er schwang sein Schwert über den Kopf und eilte zur Rettung.

Die Kämpfenden hörten den Ruf, und während die Amerikaner ihre Waffen fester umklammerten und mit größerer Wucht zuschlugen, versuchten die Engländer hastig, ihre Truppen in Stellung zu bringen, um den Angriff abzuwehren.

Merton kam mit der Kraft eines Sturmes und stürzte sich mit solcher Gewalt auf das Zentrum des Feindes, dass alles vor ihm zurückwich. Aber nur für einen Augenblick, denn dank des energischen Eingreifens ihrer Offiziere hielten die britischen Truppen stand, und das Gemetzel wurde furchtbar. Noch waren die Gegner in der Überzahl, aber die Entschlossenheit der Angreifer war unwiderstehlich. Sie begannen zu wanken, als der laute Knall eines Geschützes an ihr Ohr drang und eine Kugel über ihre Köpfe hinweg pfiff. Die kämpfenden Parteien hielten sofort inne, um zu klären, wem das Geschoss galt.

Eine Lücke in den Bäumen gab den Blick auf das offene Wasser frei, und während sie hinschauten, stieg Rauch auf. Im nächsten Augenblick tauchte die Fregatte ROEBUCK auf. Das Donnern der Kanonen war immer noch zu hören, als ein schwächerer Knall ihre Ohren erreichte, und da der Blick über die Bucht weit war, sahen sie in der Ferne den dunklen Rumpf eines Schiffes, das mit gesetzten Segeln auf das

Kriegsschiff zusteuerte. Das Gefecht war vorerst beendet, und wie schon erwähnt, standen beide Parteien da und beobachteten die Schiffe. Merton erkannte mit einem Blick, dass das herannahende Segel das schwarze Schiff war. Er bedauerte, dass er sich freiwillig gemeldet hatte, um die britischen Linien zu überqueren. Damit hatte er sich der Möglichkeit beraubt, an der bevorstehenden Schlacht teilzunehmen. Als er zurückblickte, sah er, wie sich sein Schiff im Wind drehte und eine Rauchwolke aus seinen Seiten aufstieg.

Die ROEBUCK hatte das Feuer eingestellt, nachdem sie ihren zweiten Schuss abgefeuert hatte; aber jetzt, als ob sie sich der neuen Gefahr bewusst wäre und ihrem Gegner so viel Schaden wie möglich zufügen wollte, gelang es dem britischen Kommandanten, eine gute Schussentfernung zu erreichen, und er eröffnete das Feuer mit allen Geschützen, die er auf die Amerikaner richten konnte, und säte Tod und Verwirrung in ihren Reihen. Auf dieses Signal hin griff der Feind erneut an, und zwar mit solcher Wucht, dass, wäre der aufmerksame Merton nicht auf die Verteidigung vorbereitet gewesen, seine Männer vernichtet worden wären. Ach, der Erfolg der Amerikaner. Ihr Anführer fiel durch einen Schlag von geiziger Hand, und die kontinentalen Truppen flohen in Verwirrung und ließen ihn verwundet und gefangen zurück.

Die Schlacht von Long Island wurde geschlagen, aber wir können nicht sagen, dass sie verloren ging, auch wenn der Feind die Kontrolle über das Schlachtfeld behielt. Es würde den Leser ermüden, wenn wir einen detaillierten Bericht ge-

ben würden, aber wenn wir es täten, würden wir sehen, wie gut geplant und hervorragend ausgeführt die Manöver der Briten waren. Jeder Pass, der nach Brooklyn führte, war von den Amerikanern bewacht, bis auf einen; durch diesen ungeschützten Punkt konnte der Feind das Schicksal des Tages entscheiden und die amerikanische Flanke umgehen. Hätte General Greene das Kommando gehabt, wäre dieses Unglück nicht geschehen; und die Straße von Jamaika nach Bedford, die nicht gesichert war, wäre von einer genügend starken Truppe gehalten worden, um das Ergebnis völlig anders zu gestalten. General Putnam, der Wolfsheld, ein Krieger von wahrer Statur, war gezwungen, in seinen Befestigungen zu bleiben. Die einzige Unterstützung, die er den Feldtruppen geben konnte, bestand darin, kleine Abteilungen auszusenden, um den Vormarsch des Feindes zu treffen und zu verzögern. Lord Stirling kämpfte tapfer Zentimeter für Zentimeter mit General Grant, bis die Fregatte ROEBUCK in seinem Rücken das Feuer auf die Batterie von Red Hook eröffnete. Washington sah die Katastrophe und sein großes Herz wurde von Schmerz gequält, als die Nachricht vom Rückzug der amerikanischen Armee eintraf. Der heftige Regen am 28. hatte die beiden Armeen getrennt, aber in der folgenden Nacht begannen die Briten, Angriffsstellungen in der Nähe von Fort Greene vorzubereiten, und der Hauptteil ihrer Armee rückte langsam, aber sicher vor.

Am Morgen des dreißigsten konnte man einen britischen Wächter sehen, der träge seine Runden drehte und hin und wieder einen Blick auf die amerikanischen Linien warf, wo verdächtige Stille herrschte.

»Die Yankees müssen entweder schlafen oder tot sein«, bemerkte er schließlich, »denn ich habe heute Morgen kein Lebenszeichen von ihnen gehört.«

»Hast du letzte Nacht etwas gehört?«, fragte der Angesprochene.

»Ja, sie machten genug Lärm für eine Armee, die größer ist als sie.«

»Vielleicht haben sie sich zurückgezogen«, sagte ein anderer.

»Das glaube ich nicht«, antwortete der erste Sprecher, »wir sind zu wachsam, um sie aus der Falle entkommen zu lassen.«

»Ich bin mir nicht sicher, aber um sicher zu gehen, sollten wir zu dritt auf Erkundung gehen.«

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und so näherten sie sich vorsichtig den amerikanischen Linien. Je näher sie kamen, desto überzeugter waren sie, dass dort niemand zu finden war. Sie überquerten den ausgetretenen Pfad des äußeren Walls, aber alles blieb still. Schließlich erklommen sie das Fort und spähten vorsichtig über die Mauer: Alles war verlassen, nicht einmal das kleinste wertvolle Ding war zurückgelassen worden.

»Sie sind fort!«, riefen sie einstimmig.

»Aber wohin?«

Auf dem Fluss, außerhalb der Reichweite ihrer Geschütze, konnte man die letzte Schiffsladung der amerikanischen Truppen sehen. Auf einem kleinen Boot, das als letztes folgte, stand eine hochgewachsene Gestalt mit verschränkten Armen und einem Lächeln auf dem Gesicht. Er schien der

Schutzgeist des Schicksals dieser Armee und seines Landes zu sein. Es war George Washington.

Der Alarm wurde ausgelöst, aber es war zu spät, die Armee der Republik war in Sicherheit. Während Merton niedergeschlagen wurde, hatte sich die BLACK SHIP der Fregatte so weit genähert, wie es der vorsichtige Kommandant für sicher hielt. Dann öffneten sich die Luken und ein heftiges Feuer aus den schwersten Geschützen empfing die etwas überraschten Briten. Der britische Kommandant antwortete mit einem eisernen Hagel und setzte Segel um Segel, um die kühne Gegnerin einzuholen. Kapitän Monmouths Befehl lautete, den mächtigen Gegner nicht herankommen zu lassen, sondern ihn abzulenken, um das zerstörerische Feuer von seinen Freunden an Land abzulenken. Dies gelang ihm so lange, bis er wusste, dass die Schlacht entschieden sein musste, woraufhin er alle Segel hisste, die sein Schiff tragen konnte, und die Flucht ergriff.

Kapitel 9

Ronald auf der Suche

In einer dunklen, stürmischen Nacht einige Monate nach den im letzten Kapitel geschilderten Ereignissen eilte ein Mann durch die Straßen von New York. Er schien sich nicht um die Regenfluten zu kümmern, die auf ihn niederprasselten. Er zog seinen großen Umhang enger um sich, eilte weiter und murmelte leise seinen Unmut. Der Wind wehte in

unregelmäßigen Böen um die Straßenecken, klapperte an den Fensterläden und ließ die Schilder knarren, als wären es die traurigen Schreie eines umherirrenden Geistes. Die Straßenlaternen warfen ein krankhaftes, flackerndes Licht auf die durchnässten Gehwege und machten den Weg des Reisenden noch trostloser. Im Hintergrund war das entfernte Plätschern und Rauschen der North und East River zu hören, wenn ihre aufgebrauchten Wellen an die Ufer schlugen.

Der Mann ging weiter, mal durch die pechschwarze Dunkelheit einer Gasse oder eines Nebenwegs, mal durch eine offenere Straße, bis er vor einem Gebäude anhielt, das offensichtlich ein Gasthaus oder eine Pension war. Aus dessen Fensterläden strömte fröhliches Licht. Ohne zu zögern, trat er ein, ohne anzuklopfen. Er tastete sich durch den dunklen Flur, öffnete eine Tür zur Rechten und fand sich in einem gut beleuchteten Raum wieder. In seinen Umhang gehüllt blieb er dort stehen, bis er sicher war, dass außer dem Wirt und dessen Sohn niemand anwesend war. Dann legte er seinen Umhang ab und sein wohlbekanntes Gesicht wurde sichtbar.

»Bei allem, was gut ist, Ronald, wo kommst du her?«, fragte der erstaunte Wirt mit starkem nordenglischen Akzent und schüttelte herzlich die Hand seines Freundes.

»Aus meinem Zuhause – wie ich es nenne – auf der anderen Seite des Flusses«, antwortete er und erwiderte den Händedruck.

»Gott segne dich, Mann. Du musst einen wirklich dringenden Grund haben, bei so einem Wetter rauszugehen und ei-

nen aufgebrauchten Fluss zu überqueren!«

»Es ist eine Sache von Gut oder Schlecht für einen Mann«, entgegnete er und fügte hinzu: »Habt ihr aber nicht ein Zimmer, in dem ich eine Weile mit euch plaudern kann? Denn es ist nicht sicher für mich, heutzutage von vielen gesehen zu werden.«

»Ja, das habe ich. Da es eine kalte und stürmische Nacht ist, würde ich gerne ein bisschen mit dir plaudern.«

»Es geht nicht so sehr um mich selbst, sondern um die Sache.«

»Ah!«, rief der Wirt schnell aus. »Dann hast du seit unserem letzten Treffen mutige Schritte unternommen. Das ist besser als ein ganzes Jahr.«

»Ja, das habe ich, wie du an diesem hier sehen kannst«, antwortete Ronald und öffnete seine Jacke, um auf die eingearbeiteten Buchstaben auf seiner Brust zu zeigen.

»Komm mit, alter Freund!«, erwiderte er schnell, »denn der Mann, der den Namen dieses Schiffes trägt, findet in mir einen Freund und Helfer, was auch immer kommen mag.«

Er führte ihn in einen Raum im entferntesten Teil des Hauses, schloss und verriegelte die Tür sicher.

»Hier können wir sprechen, ohne Angst vor Störungen zu haben«, sagte er und setzte sich. »Nun, was kann ich für dich tun?«

Der Seemann erzählte von den vielen Abenteuern, die er bis zu diesem Zeitpunkt erlebt hatte, sowie von seiner Flucht und dem Verlust seines Kommandanten.

»Ich habe schon lange versucht, nach New York zu kommen, aber hatte bisher keine Gelegenheit.«

»Was bringt dich zu dieser Zeit hierher?«

»Während der Schlacht von Long Island wurde mein Offizier, Mr. Merton, gefangen genommen und hierhergebracht. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört und bin nun gekommen, um ihn zu suchen.«

»Lassen Sie mich sehen. Wie war sein Name noch gleich?«

»Harold Merton. Er war Erster Leutnant des Schiffes.«

»Merton? Ah, jetzt erinnere ich mich. Er wurde als Spion vor Gericht gestellt und zum Erhängen verurteilt.«

»Erhängt?«, wiederholte der Schotte und sprang auf. »Sie haben es nicht getan? Wenn sie es getan haben, bei allem, was gut im Himmel oder schlecht in der Hölle ist, wird keiner von ihnen lange leben, um es zu erzählen, wenn ich nur stark genug bin, ein Messer in sein Herz zu stoßen!«

»Sie haben ihn noch nicht gehängt«, antwortete sein Begleiter hastig, »aber es soll in einer Woche geschehen.« Er hatte nur eine kurze Verhandlung, denn es scheint, als hätten einige Offiziere gewollt, dass er sofort beseitigt wird. Ihre Namen waren, glaube ich, Moore und Walton – der eine ein Kapitän, der andere ein Leutnant.«

»Ich kenne sie beide gut. Aber war ein junges Fräulein bei ihm, von dem Sie wissen?«

»Nein. Ich habe nie von einer gehört.«

Ronald schwieg eine Weile, dann sagte er: »Ich möchte, dass du mir hilfst, Mr. Merton sicher aus dem Gefängnis zu holen, wenn du kannst. Ich sage dir, Mann, ich bin nicht der Typ, der ihn sterben lassen würde, ohne ihm die Hand zu reichen, um ihn zu retten, wenn ich kann. Wo ist er?«

»Ich kann es dir nicht genau sagen, Ronald, aber wenn ich

irgendetwas tun kann, um dir zu helfen, werde ich es gerne tun. John kann dir sagen, wo er eingesperrt ist.«

»Dann geh sofort und frag nach dem Jungen. Es ist mir egal, ob es weit oder nah ist. Ich werde diese Nacht dorthin gehen. Es muss ein befestigter Ort sein, durch den ich kein Loch machen kann.«

Der Wirt tat, wie ihm geheißen, und kehrte bald mit der Information zurück, dass das Gefängnis nur einen kurzen Spaziergang von seinem Haus entfernt am Fluss lag. Das gefiel Ronald gut und er begann sofort mit seinen Vorbereitungen.

»Kennen Sie einen Mr. Snowden, der aus Georgia kommt?«, fragte er.

»Ich glaube, es gibt einen solchen Herrn, der in der King George's Street lebt.«

»Hat er irgendwelche Damen bei sich, oder ist er allein?«

»Er hat zwei, von denen ich weiß, aber es könnten mehr sein.«

»Wie sehen die beiden aus?«

»Sie sind, glaube ich, Mutter und Tochter, und die Jüngere wird Clara genannt.«

»Das ist sie!«, rief Ronald mit offensichtlicher Zufriedenheit. »Willst du mir zeigen, wo sie wohnt?«

»Ich schicke John. Er kennt das Haus besser als ich. Geht das?«

»Es ist mir egal, wer mit mir geht, solange ich zu ihr komme und mit ihr sprechen kann. Ich sage dir mehr darüber, und dann kannst du selbst urteilen. Die BLACK SHIP hielt an der Küste von Georgia, damit Mr. Merton mit der hübs-

schen Frau reden konnte, denn sie liebten sich sehr. Als er zum Haus kam, waren zwei britische Offiziere dort. Mr. Merton ist kein Feigling, sondern ein äußerst tapferer Mann. Da er wusste, dass sie sich heftig streiten würden, wenn sie sich trafen, ließ er Conway und mich mit einer Gruppe von Schiffsleuten mit ihm gehen. Er ließ die Kerle verstecken, bis ich ein Signal gab. Conway und ich gingen mit ihm und standen an der Tür. Er war nicht lange weg, da rief er uns. Als wir eintraten, sahen wir, dass sie ihn gefangen nehmen wollten. Der Offizier, Kapitän Moore, rief seine Männer herbei. Als ich jedoch in meine Pfeife blies und die neun Männer des Schiffes durch Türen und Fenster hereinkamen, wollte er uns nicht alle gehen lassen. Die Dame kam mit uns heraus und ich hörte, wie er sie Clara nannte. Ich glaube nicht, dass sie weiß, dass er sterben soll. Sonst wäre sie nicht so still und du hättest etwas davon gehört.

»Du willst sie also sehen und zusammen einen Plan schmieden, um Mr. Merton zu befreien. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht, wie ihr das schaffen wollt, aber ich denke, ihr versucht mehr, als ihr bewältigen könnt.«

»Aber kannst du uns nicht helfen?«

»Nein, ich bin zu bekannt. Aber komm ein bisschen näher, dann erzähle ich dir etwas. In diesen Zeiten ist es nicht sicher, laut zu sprechen, weil man nie weiß, wann man abgeholt wird. Und, weißt du, Wände sollen Ohren haben.«

Ronald tat, wie ihm geheißen, und der Wirt fuhr fort: »John arbeitet seit langer Zeit im Dienst der Kolonien, er ist nichts anderes als ein Spion. Er ist ein großer, unbeholfen ausse-

hender Kerl, der zu unschuldig scheint, um dem König zu schaden. Aber wenn sie ihn für einen Narren halten, werden sie ihren Fehler bald erkennen, das verspreche ich dir. Ihm würde jetzt nichts mehr Freude bereiten, als diese Sache mit dir in Angriff zu nehmen. Wenn du denkst, dass er von Nutzen sein wird, soll er gehen.«

»Natürlich werde ich ihn mitnehmen, denn zwei Hände sind besser als eine«, antwortete Ronald, als er von seinem Platz aufstand.

»Dann lass es uns ihm sagen. Wenn du die junge Dame heute Abend noch sehen willst, hast du keine Zeit zu verlieren.« Mit diesen Worten verließen sie den Raum. Wie sein Vater leicht vermutet hatte, stimmte John ohne zu zögern zu. Nach einem kurzen Flüstern mit seinem Vater verließ er den Raum. Er war etwa zehn oder fünfzehn Minuten weg, als sich die Tür zum Flur öffnete und ein Mann eintrat. Er setzte sich mit der Vertrautheit eines völlig heimischen Menschen, klopfte laut auf den Tisch und würdigte weder Ronald noch den Wirt eines Blickes. Er war von kleiner Statur, aber kräftig gebaut, und seine Kleidung verriet ihn als einen der ursprünglichen Siedler der Stadt. Er hatte ein rundes Gesicht mit einem gutmütigen Ausdruck. Seine rötliche Gesichtsfarbe bezeugte seine Vorliebe für Bier.

»Warum kommst du nicht, wenn ich so laut klopfe, wie ich kann? Bring mir mein Bier!«, fragte er hastig, während seine Stimme einen Hauch von Ärger verriet.

»Ich bitte um Entschuldigung«, antwortete der Wirt eilig.
»Was möchten Sie haben?«

»Ich denke, du gibst mir etwas, wie ich es die andere Nacht

hatte.«

Als das gewünschte Getränk vor ihm stand, hob er es an die Lippen, trank einen Schluck, stellte es ab und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund – begleitet von einem lauten Schmatzen. Dann fragte er in einem Ton, der laut genug war, dass Ronald ihn hören konnte: »Wer ist dieser Mann und woher kommt er?«

»Er ist ein alter Freund von mir, den ich seit einigen Jahren nicht mehr gesehen habe und der gerade von seinem Schiff gekommen ist.«

»Wird er ein Bier mit mir trinken? Ich mag es, Freunde des Königs einzuladen.«

»Ich werde ihn fragen«, war die Antwort.

»Kennst du ihn?«, fragte der vorsichtige Schotte, als die Einladung ausgesprochen wurde.

»Ja, er ist ein harmloser Kerl, der allerdings manchmal streitsüchtig wird, wenn er trinkt. Du solltest ihn besser zufriedenstellen. Sein Name ist Peter.«

»Nun, ich habe nichts dagegen, ein Bier mit ihm zu trinken«, sagte der Schotte und setzte sich dem Niederländer gegenüber.

»Das ist richtig«, bemerkte Peter grinsend. »Ich denke, es ist besser, wenn alle freundlich sind. Besser, wenn dieses Land das mit England gemacht hätte, als so viel Blut für nichts zu vergießen.«

Ronald wollte dieser Behauptung widersprechen, erinnerte sich dann aber daran, wie gefährlich es war, in einer feindlichen Stadt einer durch die Umstände oder Waffengewalt populär gewordenen Idee zu widersprechen. Er machte eine

beiläufige Bemerkung, wünschte Peter dann Gesundheit und leerte seinen Becher in einem Zug. Sein Gastgeber folgte seinem Beispiel und wandte sich dann an den Wirt, um zu fragen, wo sein Sohn sei.

»Er ist kurz rausgegangen, Peter, wird aber bald zurück sein«, war die Antwort.

»Wenn er nicht bald da ist, gehe ich ohne ihn«, bemerkte Ronald ungeduldig.

»Er ist hier und hat auf dich gewartet«, antwortete der Wirt.

»Wo?«

»Ihr habt gerade gegenseitig auf eure Gesundheit getrunken. Peter und John sind ein und dieselbe Person.«

»Das sind sie«, stimmte der vermeintliche Peter zu. »Ich wollte dich nur davon überzeugen, Ronald, wie gut ich meine Rolle in der Arbeit spielen kann, die du für uns beide ausgelegt hast. Es gibt jedoch einen Mann, der in dieser Stadt fast jedem als Dutch Pete bekannt ist. Da er gerade krank ist, dachte ich, ich übernehme seine Rolle. Ich habe ihn gewählt, weil er den Soldaten besser bekannt ist als jeder andere, den ich kenne. Sie denken, er sei ein einfacher, harmloser Kerl, und lassen ihn fast alles machen, was er will. Dein Vater hat dir gesagt, dass ich einer von Washingtons Spionen bin. Du siehst, ich bin ein alter Hase in diesem Geschäft. Ich denke, wir werden Mr. Merton ohne viel Mühe aus dem Gefängnis holen.«

Ronald war so überrascht über die Verwandlung, die der Sohn des Wirts nicht nur in Kleidung, sondern auch in Stimme und Verhalten durchgemacht hatte, dass er die kostbare

Zeit, die verstrich, zu vergessen schien.

»Nun, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine solche Veränderung gesehen«, rief er schließlich aus. »Du bist nicht mehr wie Johnnie, genauso wenig, wie ich ein Schwarzer bin. Du wirst es schaffen, Junge, und es muss ein schlauer Kerl sein, der dich entlarvt.«

»Das denke ich auch, Ronald. Weder deine Augen noch deine Ohren haben es bemerkt«, antwortete der junge Mann.
»Aber wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Auch wenn dem so ist, Junge, lass uns gehen. Wir können das später besprechen.«

»Hast du dein Boot so gelassen, dass es nicht leicht zu finden ist?«, fragte John.

»Ja.«

»Hast du irgendwelche Begleiter auf der anderen Seite des Flusses?«

»Nein, Junge.«

»Kennt dieser Mr. Snowden dich?«

»Ja.«

»Ist er ein Freund der Kolonien oder des Königs?«

»Des Königs.«

»Dann ist es besser, wenn du nicht gesehen wirst. Aber komm mit: Ich werde einen Plan ausarbeiten, der am Ende funktioniert, keine Sorge. Wenn jemand hereinkommt und nach mir fragt, kannst du sagen, dass ich Kopf- oder Zahnschmerzen habe – oder was auch immer dir einfällt.«

»Wirst du heute Nacht zurückkommen, John?«, fragte sein Vater.

»Ich weiß nicht, wie es sein wird. Wenn ich zurückkomme,

gebe ich das Signal.«

Sie verließen den Raum und begannen ihren Weg. Der immer noch in voller Wucht tobende Sturm veranlasste sie, ihre Schritte zu beschleunigen. Es dauerte nicht lange, bis sie das Ende ihrer Reise erreichten. Obwohl Mr. Snowden in der Vorstadt lebte, brauchten sie nur wenige Augenblicke, um zu seinem Haus zu gelangen.

Es war eine stürmische Nacht, als John zu Ronald sagte: »Versteck dich unter dem Vordach dort drüben, bis ich ins Haus gehe und die Lage erkundet habe.« Er warnte ihn, sich vor der Patrouille in Acht zu nehmen, und versprach, ihn zu informieren, wenn es sicher sei. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging John mutig zum Haus und klopfte an die Tür. Eine Hausangestellte öffnete ihm. Als das Licht auf sein Gesicht fiel, rief sie überrascht aus: »Peter, was machst du bei diesem Wetter draußen?«

»Wenn du mich nicht draußen sehen willst, warum sagst du dann nicht ‚Komm rein, Peter‘?«, entgegnete er.

»Na gut, komm rein, Peter, und trockne dich ab«, sagte sie und führte ihn in die Küche.

»Willst du wissen, warum ich heute Nacht draußen bin?«

»Ja.«

»Ich bin gekommen, um dich zu sehen, Mary«, sagte er mit seinem charmantesten Tonfall.

»Du schmeichelst mir, Peter.«

»Nein, das tue ich nicht, Mary. Ich dachte, es ist eine schreckliche Nacht und du hättest keinen Besuch. Also dachte ich mir: ‚Lass uns gehen, Peter‘, und hier bin ich.«

»Es tut mir leid, dass du dir solche Mühe gemacht hast.«

»Es ist keine Mühe, nur wenn ich den Soldaten begegne und sie mich aufhalten. Mary, das sind schlechte Zeiten.«

»Schlechte Zeiten! Das kann man wohl sagen. Ich wünschte, die Amerikaner kämen zurück und jagten diese frechen Briten fort«, sagte das Mädchen aufrichtig.

Diese Antwort passte John genau, da er ihre Meinung testen wollte.

»Das wünsche ich mir auch, aber es ist nicht sicher, das laut zu sagen, weil man sonst im Gefängnis landen könnte. Wenn ich ‚Gefängnis‘ sage, denke ich an den jungen Mann, der nächste Woche sterben soll.«

»Wer, Peter?«

»Ich meine Mr. Merton.«

»Wenn ich nur halb ein Mann wäre, würde ich versuchen, ihn zu befreien, selbst wenn ich dafür gehängt würde. Ich kenne ihn nicht und habe seinen Namen noch nie gehört.«

»Mary, das ist zu hart«, erwiderte er klagend. »Ich weiß nicht, wie ich ihm helfen soll. Wenn ich es wüsste, würde ich es tun.«

»Brauchst du wirklich eine Frau, die dir das sagt? Schäm dich, Peter. Wenn du dein Land so lieben würdest wie ich, würdest du für es kämpfen und nicht bei Regen Mädchen besuchen.«

»Du liebst dieses amerikanische Land also?«

»Ja, von ganzem Herzen.«

»Und wenn du die Chance hättest, würdest du alles tun, um die Sache zu unterstützen?«

»Ja, das würde ich.«

»Nun, junge Frau, ich bin nicht Peter«, sagte er mit norma-

ler Stimme. »Ich bin ein Spion der Regierung, die du liebst. Bitte mach keinen Lärm, denn ich bin hier wegen einer Angelegenheit von Leben und Tod, und du kannst mir helfen.«

»Sprechen Sie schnell, Sir«, sagte sie aufgeregt. »Alles, was ich für Sie oder das arme Amerika tun kann, werde ich tun.«

»Dann hör gut zu und komm näher, damit ich nicht so laut sprechen muss. Dieser junge Mann, Mr. Merton, ist der Ehemann von Miss Bryce. Er soll nächste Woche als Spion gehängt werden, es sei denn, wir können ihn retten. Ich möchte, dass du sofort zu ihr gehst und ihr alles erzählst. Erwähne, dass Ronald von der BLACK SHIP und ein Begleiter heute Nacht sie sehen wollen. Du darfst keinen Lärm machen oder jemanden auf dich aufmerksam machen. Und jetzt möchte ich, dass du mich versteckst, bis du zurückkommst.«

»Keine Sorge«, sagte das schlaue Mädchen. »Ich werde es schaffen. Ich finde es sogar toll, weil ich bei einer guten Sache helfe. Hier, versteck dich unter diesen Kleidern und bleib still, bis ich zurückkomme.«

Er gehorchte, und kurz darauf waren ihre Schritte in der Ferne verklungen. Eine gute halbe Stunde später entfernte er die Decken und sagte: »Ich war länger weg, als ich wollte. Mr. Snowden hatte Besuch aus England und es dauerte eine Weile, bis ich einen Vorwand fand, um den Raum zu betreten und Miss Clara Bescheid zu geben. Hier ist sie, und das arme Ding ist erschrocken über die Nachricht.«

»Guten Morgen, Miss«, sagte er, als er auf sie zuging. »Ich bringe Ihnen schlechte Nachrichten, aber es ist nicht so schlimm, wie es sein könnte.«

Die aufgeregte junge Frau stellte ihm Frage um Frage, bis

er sie daran erinnerte, dass Ronald draußen wartete. Der treue Begleiter wurde sofort hereingerufen. Sobald er erschien, hielt Mary Wache, während der beste Plan ausgearbeitet wurde. Ein ausreichend langes und dickes Seil wurde von den geschickten Händen der Seeleute aus einer Wäscheleine aus Marys Korb gefertigt. Dann machten sie sich auf den Weg, mit dem Versprechen, dass sie bald von ihnen hören würde.

Kapitel 10

Aus dem Gefängnis, und doch nicht frei

Es war mittlerweile weit nach Mitternacht, aber niemand dachte daran, den Besuch im Gefängnis zu verschieben. Seine Lage war in jeder Hinsicht vorteilhaft. Und obwohl das Gefängnis gut bewacht wurde, würde Johns Charakter, den er so leicht annehmen konnte, ihn sicher hindurchbringen, da Dutch Peter oft spät in der Nacht herumstreifte.

»Wir sind fast da, Ronald«, bemerkte sein Begleiter schließlich und durchbrach damit das Schweigen. »Wie ich schon sagte, ich weiß, dass Mr. Merton sich in diesem Gebäude befindet, aber in welchem Teil, weiß ich nicht.«

»Nun gut«, antwortete der Schotte entmutigt. »Was sollen wir dann tun?«

»Das möchte ich auch gerne wissen«, antwortete John. »Es wäre für mich kein Problem, mich unter die Wachen zu mischen. Ich könnte genug Lärm machen, um alle Gefangenen

aufzuwecken. Aber das würde nichts bringen, denn Mr. Merton würde nicht wissen, dass ich ihn suche.«

»Kannst du da reingehen?«

»Ich nicht! Selbst wenn ich fünfzig Mal Holländer wäre, würden sie das nicht zulassen. Fällt dir nichts ein?«

»Vielleicht, wenn ich mit dir gehen könnte.«

»Aber das kannst du nicht. Was würdest du tun, wenn du könntest?«

»Ich würde pfeifen, so wie sie es auf dem Schiff machen.«

»Sag mir, wie das geht.«

Ronald stieß einen leisen Ton aus, den John wiederholte, bis er ihn perfekt nachahmen konnte. Dann nahm er Ronald das Seil ab, gab die notwendigen Sicherheitshinweise und begann, zur Überraschung des Schotten, seine Schritte zurückzuverfolgen.

»Nun gut«, murmelte er, als er sich in einem tiefen Türrahmen versteckte. »Wohin geht dieser Mann? Dort drüben ist nicht der Weg zum Gefängnis. Aber er ist ein kluger Junge und weiß genau, was er tut.«

Kaum hatte er das ausgesprochen, drang eine Stimme aus nicht allzu großer Entfernung an sein Ohr. Wenige Augenblicke später kam ein Mann in Sicht.

»Ich komme aus dem Gefängnis, in dem ich vor einiger Zeit war. Ich bin in den Schlamm gefallen und habe mich hingelegt und geschlafen.«

»Du bist hingefallen und im Schlamm eingeschlafen! Du warst betrunken.«

»Ich war ein wenig beschwipst und sehr müde.«

»Du warst betrunken. Also lüg mich nicht an!«

»Wer lügt?«, fragte der vermeintliche Peter wütend und ging näher an den Soldaten heran.

»Du. Aber dort drüben ist ein Mann!«, rief er, als die Gestalt Mertons aus der Dunkelheit auftauchte. »Dutchman, du hast deine Finger im Spiel. Wer ist da? Halt! Bei Gott, es ist der ...«

Der Rest des Satzes wurde durch einen schweren Schlag von John unterbrochen. Er fing die Waffe des Soldaten auf, als sie zu Boden fiel, und schlug den Mann mit dem Kolben bewusstlos.

»Kommen Sie, Sir«, flüsterte er hastig, während er Merton grob am Arm packte und ihn vorwärts zog. »Wir haben keinen Moment zu verlieren, denn sehen Sie, dort kommt die Verstärkung.«

Er hatte recht, denn nur drei oder vier Pfosten weiter leuchtete der Schein einer Laterne durch die Dunkelheit und es waren entfernte Stimmen zu hören. Als sie an dem Ort vorbeikamen, an dem der treue Ronald ungeduldig wartete, schloss er sich ihnen an, drückte seinem Vorgesetzten die Hand und die drei eilten mit aller Geschwindigkeit zur Herberge.

»Nun, Ronald, ich möchte wissen, wie Sie hierhergekommen sind. Erzählen Sie mir die ganze Geschichte der Ereignisse, die während meiner Gefangenschaft geschehen sind«, forderte Merton, setzte sich in einen bequemen Sessel im geheimen Zimmer des Gastwirts und fügte hinzu: »Aber zuerst möchte ich etwas essen.«

»Können Sie nicht bis zum Morgen warten?«, fragte der Schotte, denn er spürte, dass sein Vorgesetzter dringend

Ruhe brauchte.

»Nein, keinen Moment. Lassen Sie mich jetzt alles hören.«

»Es ist eine kurze Geschichte, Sir«, sagte Ronald und erzählte sogleich die dem Leser bereits bekannten Ereignisse, wobei er nicht versäumte, das Gespräch mit Clara zu erwähnen.

Das graue Licht des Morgens begann langsam durch den bleiernen Himmel zu dringen, während die Helden der Nacht die Ruhe suchten, nach der sich ihre erschöpfte Natur sehnte. Ein paar Stunden später trafen sie sich wieder in dem Zimmer. Die Aufregung über Mertons Flucht war groß und es wurde eine äußerst sorgfältige Suche eingeleitet, da man hoffte, dass er die Stadt noch nicht verlassen hatte. Daher war größte Vorsicht geboten. Glücklicherweise blieb die Herberge von einer Durchsuchung verschont. Es war jedoch abzusehen, dass die Angelegenheit nicht lange der Aufmerksamkeit von Mr. Snowden entgehen würde. Dieser Herr befürchtete, der kühne Leutnant könnte versuchen, mit seinen Mündeln zu sprechen, und informierte die britischen Offiziere über die Beziehungen der Beteiligten. Um sein Haus wurde eine starke Wache aufgestellt. Dies wurde bald von John entdeckt, der es dem jungen Mann sofort mitteilte.

»Meinen Sie also, es wäre besser, nicht zu versuchen, Miss Bryce zu sehen?«, fragte er, als sein Informant aufhörte zu sprechen.

»Ja, Sir.«

»Junger Mann«, fügte er mit seiner alten Entschlossenheit hinzu, »ich werde alles tun, um diese junge Dame zu sehen. Der Plan, den wir ursprünglich gefasst hatten, wird ausge-

führt werden, vorausgesetzt, Sie sind noch bereit, das Risiko einzugehen.«

»Ich habe mich auf eine Aufgabe eingelassen, die mich mit jedem Atemzug näher an das Schafott bringt. Aber da ich durch meinen Dienst für Sie meinem Land diene, werde ich Ihnen bis zum Tod zur Seite stehen.«

»Das Wetter wird wieder zu unseren Gunsten sein, denn es wird stockfinster werden.«

Nachdem sie ein hastiges Abendessen zu sich genommen hatten, verließen sie das Haus. Sie hatten sich zuvor vergewissert, dass sie unbemerkt geblieben waren. Mit äußerster Vorsicht machten sie sich auf den Weg zu Mr. Snowdens Haus. Sie benutzten die weniger frequentierten Straßen und Gassen und erreichten schließlich die Rückseite des Gebäudes. Offensichtlich befolgten die Wachen ihre Anweisungen nur lax, denn unsere Gruppe gelangte ohne Belästigung über die Gartenmauer. John ermahnte die beiden, dort zu bleiben, wo sie waren, und ging mutig auf das Haus zu. Nach einer Weile wurde sein Ruf von Mary beantwortet.

»Wenn Sie Ihr Leben lieben, bleiben Sie keinen Moment länger, wo Sie sind!«, flüsterte sie hastig, als sie den Mann erkannte.

»Ich möchte auf jeden Fall leben, aber trotzdem kann ich Ihren Rat nicht befolgen«, antwortete er und erklärte ihr kurz, warum er hier sei und was er von ihr wollte.

»Ich bin mir sicher, dass es unmöglich ist, aber ich werde es versuchen. Bleiben Sie, wo Sie sind, bis ich zurückkomme. Sollte eine der Wachen hier vorbeikommen, müssen Sie selbst handeln.«

»Das werde ich«, antwortete er schnell und tippte auf das schwere Schwert, das er unter seinem weiten Umhang versteckt trug.

Da sie so lange wegblieb, befürchtete er, dass es ihr schwerfiel, Ciara Mertons Wünsche zu übermitteln. Endlich tauchte sie wieder auf.

»Sagen Sie dem Offizier, er soll zur Laube auf der rechten Seite gehen. Die Dame wird bald dort sein«, sprach sie und betrat erneut das Haus.

»Ich mag dieses Mädchen«, bemerkte der Spion bei sich selbst. »Sie hat den richtigen Charakter. Sobald der Krieg vorbei ist, werde ich, wenn sie keine Einwände hat, ... ähm ... Nun, ich werde warten, bis der Krieg vorbei ist.«

Es gibt ein altes Sprichwort, das wahr ist: Um die Liebe zu verstärken, muss man sich nur vom Objekt seiner Zuneigung fernhalten. Dies schien bei unseren Liebenden der Fall zu sein. Sie waren lange getrennt gewesen. Für Clara schien es Jahre zu sein. Das Glück, das wie das sprudelnde Wasser einer Bergquelle aus ihrem reinen Herzen strömte, drückte sich nur in ihrer entrückten Stille aus. Martin wusste, dass er keine Zeit verlieren durfte, um Clara die neue Hoffnung zu präsentieren, die in den letzten vierundzwanzig Stunden in ihm entstanden war.

»Meine liebe Clara«, sagte er schließlich, hob sie sanft aus seiner Umarmung und fügte hinzu: »Du weißt genau, welch großes Risiko ich eingehe, wenn ich dich besuche. Und doch konnte ich die Stadt nicht verlassen, ohne dich gesehen zu haben. Mein erster Gedanke nach meiner Flucht war, wo du bist und wie ich dich finden könnte. Ohne die Hilfe des Spi-

ons hätte ich es nicht geschafft und wäre jetzt vielleicht schon wieder Insasse meiner Gefängniszelle. Aber, liebe Clara, ich habe dir etwas von entscheidender Bedeutung vorzuschlagen, von dem ich hoffe, dass du es zum Wohle unseres beider Glücks für das Beste halten wirst.«

»Sag mir, lieber Harold, was es ist. Du bist jetzt mein Wegweiser, und mit dir ruhen alle Hoffnungen meines zukünftigen Lebens.«

»Ich muss diese Stadt sofort verlassen und hoffe, dass ich dies ohne Unterbrechung tun kann. Nur Gott weiß, wann wir uns wiedersehen werden, vielleicht sogar nie.« Bei diesen letzten Worten schien er die Stimme zu verlieren, denn sein starkes Herz, das ihn in vielen schwierigen Momenten so tapfer getragen hatte, gab bei dem Gedanken, sich von dem schönen Mädchen an seiner Seite zu trennen, nach. Er beherrschte sich jedoch sofort und fuhr mit eindringlicher Stimme fort:

»Was ich vorschlage, mag Sie aufgrund seiner Plötzlichkeit erschrecken, aber wir sollten uns als Mann und Frau trennen.«

»Heiraten!«, rief sie angesichts dieser unerwarteten Bitte aus.

»Überrascht es dich?«, fügte er schnell hinzu. »Die Umstände, die uns umgeben, rechtfertigen es. Mr. Snowden wird niemals seine Zustimmung geben, wenn wir das Ende des Krieges abwarten. Und sicherlich würdest du nur dann deinen Seelenfrieden finden, wenn du mein Leben lang an meiner Seite wärst.«

»Dann unsere Hochzeit ...?«

»Sie muss heute Abend stattfinden.«

»Aber die Zeit! Die ...«

»Sie ist genauso geeignet wie vor einer versammelten Menge in der Kirche oder im prächtigen Salon deines Onkels. Aber sie wird nur mit dem Wissen und der Zustimmung Ihrer Mutter vollzogen werden.«

Zitternd vor einer Mischung aus Angst, Liebe und Zweifel suchte das Mädchen das Zimmer ihrer Mutter auf, um sie mit ihren Enthüllungen zu konfrontieren. Zunächst war Mrs. Bryce kurz davor, eine entschiedene Ablehnung auszusprechen. Als sie jedoch Merton erzählte, was passiert war, begann sie positiver zu denken. Das liebenswerte, tränenreiche Gesicht ihres Kindes besiegelte die Entscheidung.

»Mein Kind, er ist dir würdig. Lass es so sein, wie er es wünscht. Ich verstehe die Motive, die ihn dazu bewegen. Kehre zu ihm zurück und sage ihm, dass er meine Zustimmung hat und dass ich mich ihm so schnell wie möglich anschließen werde.«

Clara eilte zu ihrem Geliebten zurück und teilte ihm das Ergebnis errötend mit. John wurde gerufen und zu seiner Überraschung gefragt, wo man einen Geistlichen finden könne. Nach kurzem Überlegen entschied er sich für einen, dem man voll und ganz vertrauen konnte. Merton gab ihm einige Anweisungen und bat ihn, sich zu beeilen. Innerhalb einer Stunde war der Mann zurückgekehrt.

Wie feierlich war diese Hochzeit! Es gab keine Pracht, keinen Glanz, keine fröhlichen Stimmen, keine Zurschaustellung. Stattdessen gaben sich Merton und Clara draußen in der schwarzen Nachtluft, unter dem wilden, stürmischen

Himmel und umgeben von Dunkelheit das Jawort. Die Zeremonie war schnell beendet. Wenige Augenblicke später verriet das herzerreißende Schluchzen der jungen Frau, dass ihre Trennung bevorstand. Ein Moment des Glücks, gefolgt von unzähligen Tagen der Qual. Die Trennung könnte für immer sein. Der Garten war wieder seiner Einsamkeit überlassen. Der *aufmerksame Wächter* patrouillierte auf seiner Runde und rief von Zeit zu Zeit »Alles in Ordnung!«, um Clara in ihrer einsamen Kammer darüber zu informieren, dass ihr Mann unbemerkt geflohen war. Mr. Snowden, der sich in seiner eingebildeten Sicherheit auf der Couch in der Bibliothek ausruhte, ahnte nicht, was sich gerade abspielte: Der *dreiste Rebell* war nicht nur seiner Wachsamkeit entkommen, sondern hatte sich auch das Recht angemaßt, die Zukunft seiner Nichte mit einer Macht zu kontrollieren, die er nicht widerlegen konnte.

Wie es Leutnant Merton gelang, an den zahlreichen Wachen vorbeizukommen, die rund um das Gelände und entlang der Straßen postiert waren, werden wir nicht erzählen. Dies war dem Geschick des Spions zu verdanken – einem Mann von vollendetem Mut, Geschick und Hingabe.

»Und nun trennen sich unsere Wege«, sagte er, als er ihre Hand ergriff. »Wir beide werden uns den Gefahren unserer Berufung stellen. Sie haben mir das Leben gerettet und mir ermöglicht, den sehnlichsten Wunsch meines Herzens zu erfüllen.

Ich bitte Sie noch um einen Gefallen, falls Sie ihn mir gewähren können. Wachen Sie über das Wohlergehen meiner Braut, beschützen Sie sie vor Unheil. Sollte es aufgrund der

harten Behandlung, die sie von ihrem Onkel erfahren könnte, notwendig sein, helfen Sie ihr, mein Schiff zu erreichen. Jede Belohnung, die Sie verlangen, wird Ihnen großzügig gewährt.«

»Sprechen Sie nicht von Belohnung, Sir, es sei denn, Sie wollen mich verärgern. Seien Sie unbesorgt, Mrs. Merton wird keinen Freund vermissen, solange ich in der Nähe bin.« Aber gehen Sie nun, Sir, denn die Gefahr kann jeden Moment kommen. Auf Wiedersehen Ihnen beiden!«

»Lebewohl, John, ich werde Sie nicht so schnell vergessen. Hier, nehmen Sie das. Nein, lehnen Sie es nicht ab«, sagte er, zog seine Uhr aus der Tasche und legte sie in die Hand des Spions. Dann, als befürchte er, sie würde nicht angenommen werden, befahl er schnell: »Lassen Sie uns gehen, Ronald!«

Der Spion stand da und beobachtete das Boot, bis es außer Sichtweite war. Dann atmete er tief auf, warf einen Blick auf das Geschenk und sagte: »Ja, ich werde es behalten, denn wir sehen uns vielleicht nie wieder.«

Seine Worte waren prophetisch.

Kapitel 11

Wieder im Hafen

Die Zeit hatte mit ruhiger Hand das Requiem vieler Jahre geläutet. Die Wolken des Krieges verdunkelten das Land nicht mehr. Die Krieger hatten ihre Schwerter beiseitegelegt, denn in jedem Haus herrschte Frieden. Amerika war frei

und hatte seinen Platz unter den Nationen eingenommen – mit dem Versprechen, eine große und mächtige Republik zu werden.

Es war früher Frühling. Die ersten Blumen begannen, ihre Schönheit zu entfalten. Die Knospen, das Zwitschern der Vögel und die duftende Luft versprachen die intensive Freude, mit der eine großzügige Vorsehung alles um sich herum zu überschütten schien.

Die Aufmerksamkeit des Lesers wird erneut auf die Landzunge in der Nähe des Flusses Medway gelenkt. Weit draußen auf dem blauen Wasser des Ozeans ist ein kleiner weißer Fleck zu sehen. Da der Wind jedoch stetig landeinwärts weht, wird er allmählich größer, bis schließlich der düstere Rumpf und die schneeweißen Segel der BLACK SHIP am Horizont auftauchen.

Harold Merton hatte seine Braut seit der Nacht seiner Flucht aus New York nicht mehr gesehen. Dies lag daran, dass Mr. Snowden mit seiner Familie nach England gezogen war, wo er bis zur Kapitulation von Cornwallis in Yorktown blieb. Als er feststellte, dass seine Einschätzung hinsichtlich der Stärke und Fähigkeit der Kolonien, einen erfolgreichen Krieg gegen eine so mächtige Macht wie Großbritannien zu führen, falsch war, veränderte Eigeninteresse seine bisher loyalen Gefühle, wenn auch nicht vollständig. Er kehrte nun bald auf sein Anwesen in Georgia zurück, um die Früchte der Freiheit zu genießen, die er sich nicht verdient hatte.

Die Hochzeit von Clara war streng geheim gehalten worden und er hatte angedeutet, dass er es sehr begrüßen würde, wenn sie einen von ihm ausgewählten Herrn heiraten

würde.

»Also, Merton, wir werden uns wohl trennen müssen«, bemerkte Captain Monmouth, als sein Schiff fröhlich durch das Wasser in Richtung des Hafens steuerte, in dem es einst geankert hatte.

»Ich hoffe, es dauert nicht lange«, antwortete der junge Mann, denn der Gedanke, sich von seinem Kommandanten und dem Schiff zu trennen, rührte ihn fast zu Tränen.

»Es könnte für immer sein, Merton«, war die eindrucksvolle Antwort. »Sie werden bald mit deiner Frau vereint sein. In den Sorgen des Lebens werden Sie die Erinnerung an diejenigen, mit denen Sie verbunden waren, vergessen«, fügte er nach einem Moment der Stille mit viel Gefühl hinzu. »Ich habe einmal die plappernde Stimme eines Kindes gehört, das mich *Vater* nannte, und habe den Kuss der Liebe auf meinen Lippen gespürt. Aber es war ein kurzes Glück – leider viel zu schnell vorbei!«

Sein Lieutenant war erstaunt. Seit dem ersten Moment ihrer Bekanntschaft hatte er kein Wort gehört, das ihn glauben lassen hätte, dass dieser seltsame Mann jemals geliebt hatte.

»Sie überraschen mich«, sagte er schließlich. »Und mit der Überraschung kommt der Wunsch, mehr über Ihre Geschichte zu erfahren. Ihre Frau – ist sie früh gestorben?«

»Gestorben – hätte sie doch nur! Nein, nein, Merton, es war das Werk derer, denen ich vertraut habe. Sie gaben sich als Freunde der Familie aus, aber ich nenne sie die intriganten Teufel.«

Merton war erschrocken über das Verhalten des Captains. Doch er konnte sich nicht zurückhalten und fügte hinzu:

»Ihre Frau, Ihr Kind – wo sind sie?«

»Das ist schwer zu sagen. Vielleicht sind sie glücklich in anderen Ländern – zumindest hoffe ich das.«

»Haben Sie nicht versucht, sie zu finden?«

»Ja, aber es war zwecklos. Ich habe einmal versucht, ein Gespräch zu erwirken, aber mir wurde gesagt, meine Schuld sei zu offensichtlich, um Zweifel zuzulassen, und dass meine Frau mich deshalb nicht sehen wolle. Ihre besondere Botschaft war, dass es für sie die größte Freundlichkeit wäre, wenn ich in Zukunft nie wieder versuchen würde, ein Gespräch zu erwirken. Ich habe mich an diese Bitte gehalten, aber oh, wie schwer es war – nur Gott weiß, wie schwer.«

»Captain Monmouth, entschuldigen Sie, aber ich glaube wirklich, dass Sie sich selbst und Ihrer Frau großes Unrecht getan haben. Sie haben ihr einen lebenslangen Schaden zugefügt, indem Sie diejenigen, die Ihr Unglück verursacht haben, nicht zur Rechenschaft gezogen haben.«

»Mein lieber Junge, all das habe ich versucht, aber es war zwecklos. Aber genug davon«, fügte er hinzu, wobei seine Stimme wieder ihren schnellen, autoritären Ton annahm. »Beabsichtigen Sie, mit mir nach Norden zurückzukehren, oder wird Ihr Aufenthalt zu lang sein, als dass ich warten könnte?«

»Meine Aufgabe besteht einzig und allein darin, meine Frau zu sehen und sie zurückzufordern. Und dann, Sir, werde ich bereit sein, zurückzukehren.«

»Dann reichen ein oder zwei Tage aus?«

»Ganz genau.«

»Ich muss sagen, dass ich keineswegs frei von Neugier bin

und diese Dame, die Sie so lieben, sehr gerne sehen würde.«

»Wollen Sie mich nicht zu dem Haus begleiten? Denn ich beabsichtige, meinen zweiten Besuch wie den ersten unangemeldet zu machen.«

»Ich nehme Ihre Einladung an und werde mich selbst überraschen, indem ich wieder einmal in die Gesellschaft eintrete. Übrigens, Merton, wir werden die Marine unseres Landes nicht gut vertreten, da unsere Kleidung nicht mehr die neueste ist und es an Bord keinen Schneider gibt. Aber das macht nichts, wir werden Spuren rauer Beanspruchung zeigen, wie das alte Schiff – Gott segne es!«

»Es trägt viele Spuren, Sir, und seine schwarzen Seiten sehen etwas weniger glänzend aus als damals, als es zuletzt durch die Gefahren der dortigen Bucht glitt.«

»Aber so ramponiert sie auch ist, es wäre riskant für ein Schiff, sich mit ihr zu messen. Und trotz all der Flicker ist ihr Holz noch immer stabil. Ich nehme an, wir müssen wie beim ersten Mal in den Hafen einlaufen, vorausgesetzt, Sie und Ronald erinnern sich an die Signale?«

»Ja, das wird notwendig sein, Sir. Ich erinnere mich noch an meinen Teil der Lektion.«

»Ronald?«

»Aye, aye, Sir.«

Der treue Schotte kam nach achtern.

»Erinnern Sie sich an die Rolle, die Sie an Land gespielt haben, während wir an Bord dieses Schiffes Ihren Signalen gefolgt sind?«

»Ja, Sir.«

»Glauben Sie, Sie können das noch einmal machen?«

»Ich denke schon.«

»Dann stellen Sie eine Mannschaft zusammen und lassen Sie das Boot zu Wasser.«

»Haben Sie die Flaggen, Mr. Merton?«

»Sie sind in der Kabine. Ronald, während Sie sich fertig machen, hole ich sie.«

»Verzeihen Sie, Sir, aber wollen Sie die Dame besuchen?«

»Ja, Ronald, das ist meine Absicht.«

»Ich würde Sie gerne begleiten, Sir, denn man weiß nie, was passieren könnte. Haben Sie etwa vergessen, was der arme Jamie und ich für Sie getan haben, als Sie uns mitgenommen haben?«

»Ich erinnere mich gut daran, Ronald, aber ich glaube, dieses Mal werden wir wahrscheinlich keine Feinde treffen. Du kannst jedoch mitkommen. Verschwende keine Zeit und bereite das Boot vor, mein Freund«, fügte Merton hinzu.

»Jawohl, Sir«, sagte der glückliche Kerl und beeilte sich, seine Pflichten zu erfüllen.

Conway war nicht mehr der unzertrennliche Begleiter des Schotten. Der edle Seemann hatte sein Leben im Dienste seines Adoptivlandes gegeben und ruhte nun unter dem ständig in Bewegung befindlichen Wasser. Oft hatte er, während er die einsamen Stunden seiner Wache verbrachte, an die letzten Worte seines Freundes Jamie gedacht. Er konnte den donnernden Klang seiner Stimme noch fast hören, als sie Seite an Seite kämpften. Dann vermisste er die Kraft seines muskulösen Arms, drehte sich um und sah den tapferen Mann auf dem Deck liegen, dessen Leben schnell dahinschwand.

»Es ist endlich alles vorbei für mich, Ronald, mein Junge, und du wirst den Rest deiner Tage allein kämpfen müssen. Nimm den Segen eines Sterbenden an, Ronald. Bleib der Flagge treu, auch wenn du dafür dein Leben opfern musst, so wie ich. Gott segne dich, Ronald. Du warst mir wie ein Bruder. Heb mich höher, denn ich möchte die Schlacht sehen. Byrne, bei Gott, der Kampf gehört uns, Junge. Oh, nur noch ein bisschen Leben, ein kleines bisschen Kraft, aber es ist vorbei, mach's gut.«

Ronald war allein!

»Ja, ja, Sir«, sagte der fröhliche Kerl und beeilte sich, seine Pflichten zu erfüllen.

Das Boot war bereit. Merton Laving überprüfte die Signale und die Besatzung machte sich auf den Weg zum Ufer. Die kleinen Flaggen erfüllten ihre Aufgabe gut und bald lag die BLACK SHIP vor Anker. Captain Monmouth machte sich mit seinem Lieutenant sofort auf den Weg zum Anwesen von Mr. Snowdon.

Kapitel 12

Ende gut, alles gut

»Oh, Mutter, wann wird diese grausame Trennung endlich ein Ende haben? Wann werde ich das Gesicht meines Ehemannes wiedersehen, der mir so lange vorenthalten wurde?«, sagte die verzweifelte Clara an jenem herrlichen Frühlingstag zu ihrer Mutter.

»Hab Geduld, meine Tochter. Zu Gottes Zeit wird alles gut werden und die Wolken, die so schwer auf deinem Gemüt lasten, werden gewiss vorüberziehen. Vertraue auf Ihn, der alles wohlbedacht fügt. Aber komm, du musst dich aufrufen. Du darfst die unten versammelte Gesellschaft nicht sehen lassen, wie mutlos du bist. Hast du alles für das Lebende Bild vorbereitet?«

»Ja, Mutter, aber eigentlich verabscheue ich diese Albernheit.«

»Du wirst sehen, dass es viel dazu beitragen wird, die Traurigkeit zu vertreiben, die dich heute in ungewöhnlichem Maße niederzudrücken scheint, mein Kind.«

»Ich will es versuchen, Mutter. Geh du schon hinunter, ich werde bald erscheinen.«

»Harold, mein Harold«, murmelte sie, als sie wieder allein war. »Oh, warum bleibst du mir so fern? Wann werden wir wiedervereint sein, um uns nie mehr zu trennen?«

Sie setzte sich ans Fenster und blickte geistesabwesend auf die sonnige Landschaft hinaus. Lange verweilte sie dort und vergaß das Versprechen, das sie gegeben hatte, bis sie durch die fröhlichen Stimmen der Gesellschaft von unten aufgeschreckt wurde.

Hastig erledigte sie ihre Toilette. Sie ordnete ihre üppigen Locken anmutig um die Stirn, zog ein schlichtes, aber kleidsames Kleid an und begab sich hinunter in den Salon, um sich unter die Gäste zu mischen und als die Fröhlichste der Fröhlichen zu erscheinen.

Mr. Snowden feierte den Jahrestag seiner Geburt – einen Brauch, den er nie ausließ. Nun, da der Krieg beendet war

und der Frieden sein Anwesen wieder mit Fruchtbarkeit segnete, genoss der Herr des Hauses die Feierlichkeiten des Tages mit ungewohntem Vergnügen.

Die Stunden vergingen wie im Flug. Die Schatten der Nacht legten sich über alles. Es war geplant, dass am Abend ein großes *Tableau* – ein lebendes Bild – aufgeführt werden sollte, das einige der wichtigsten Ereignisse des vergangenen Kampfes darstellte. Ella sollte die Freiheit darstellen, umgeben von ihrem Gefolge. Ihre Mutter beabsichtigte, einige der Leiden darzustellen, die der Krieg mit sich bringt. Sie sollte eine Witwe verkörpern, der ihr Gatte auf dem Schlachtfeld geraubt worden war. Man sollte sie dabei sehen, wie sie das Bildnis ihres Mannes betrachtete, tief gebeugt von Schmerz. Die Prüfungen ihres eigenen Lebens ermöglichten es ihr, ihre Rolle mit viel mehr echtem Gefühl zu spielen, als die versammelte Gesellschaft hätte ahnen können.

Als Captain Monmouth und Harold das Herrenhaus erreichten, war es bereits stockfinster. Das erste Geräusch, das sie wahrnahmen, war Musik und fröhliche Stimmen. Verwundert blickten sie sich an.

»Sie werden Ihren Besuch wohl verschieben müssen, denn dort drinnen scheint eine große Gesellschaft versammelt zu sein, Merton.«

»Ich glaube, Sir, niemand hat ein größeres Recht auf Einlass als ich selbst. Mit Ihrer Erlaubnis werden wir einfach hineingehen«, erwiderte der junge Mann entschlossen.

»Sehr wohl, führen Sie uns an«, antwortete sein Kommandant. »Ich weiß, wie es bei euch jungen Ehemännern ist, und

ich verüble Ihnen Ihre Ungeduld nicht, Ihre lang vermisste Frau sehen zu wollen.«

Sie näherten sich der Tür und klopfen. Es dauerte eine Weile, bis auf ihr Rufen reagiert wurde.

»Ich würde gerne Miss Bryce sprechen«, sagte Merton zu dem Diener.

»Ja, Massa, kommen Sie herein, Sir. Miss Clara ist im Salon und kann nicht sofort kommen.«

»Aber ich muss sie sofort sehen.«

»Verzeihung, Massa, aber sie spielt gerade in der Vorführung mit.«

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte Merton verwirrt.

»Die Damen und Herren sind alle verkleidet und tun so, als wären sie tot«, rief der Junge aus.

»Der Mann meint offensichtlich, dass sie mit einer Art Theaterstück beschäftigt sind«, warf der Captain ein.

»Ah, verstehe. Du kannst gehen, Junge. Wir werden im Vorraum warten«, sagte Merton. Der Diener eilte davon, um dem *Tableau* beizuwohnen.

»Es ist viele lange Jahre her, Merton, seit die Musik eines geselligen Kreises in meinen Ohren klang«, sagte der Captain, brach das Schweigen und sah sich in dem gemütlichen Zimmer um, in dem sie saßen. »Momente wie diese machen mich traurig und wecken Erinnerungen an vergangene Tage – Tage, die ich um meines Seelenfriedens willen besser nie wieder heraufbeschworen hätte.«

»Unsere Naturen, Sir, fließen in sehr unterschiedlichen Bahnen«, erwiderte Merton, als er die Melancholie bemerkte, die sich über das Gesicht seines Vorgesetzten legte.

»Wenn etwas meinen Frieden oder mein Gemüt belasten würde, würde ich mein Herz einer großmütigen Seele anvertrauen, die mit mir mitfühlen und mich trösten könnte. Sie hingegen verschließen Ihr Geheimnis höchst eifersüchtig in Ihrer eigenen Brust. Captain Monmouth, auch wenn Zeit und Ort unpassend erscheinen – wollen Sie mir Ihr Herz nicht ausschütten?«

»Gott segne Sie, mein junger Freund! Ich schätze das Motiv, das diesen Wunsch in Ihnen weckt. Aber Sie können mir nicht helfen, und der Bericht über das mir zugefügte Unrecht wäre weder für mich angenehm zu erzählen noch für Sie leicht zu ertragen. Alles wird in der Welt jenseits dieser hier wieder gutgemacht werden.«

Er erhob sich und schritt hastig in dem kleinen Zimmer auf und ab. Merton beobachtete ihn eine Weile und fragte sich, was die Ursache für so viel Unglück im Herzen des aufgewühlten Mannes sein mochte. Allmählich wandten sich seine Gedanken wieder seiner Geliebten zu, die er so bald an sein sehnsüchtiges Herz schließen wollte, um der Welt stolz das Band zu verkünden, das sie einte. Die Augenblicke verflogen, bis er durch den erschrockenen, aber unterdrückten Aufschrei seines Vorgesetzten aus seinen Gedanken gerissen wurde. Er sah, wie dieser zu einem Stuhl torkelte. Von dem Gemach, in dem sie saßen, führten zwei Türen ab: eine, durch die sie eingetreten waren, und eine weitere, die in einen Flur mündete, welcher zum Salon führte, in dem die Gesellschaft versammelt war. Direkt gegenüber dieser offenen Tür war eine Bühne errichtet worden, auf der die verschiedenen Szenen dargestellt wurden. Offensichtlich hatte Cap-

tain Monmouth etwas bemerkt, das ihn zutiefst verstörte. Er eilte an Mertons Seite und sagte: »Schauen Sie durch jene Tür und sagen Sie mir, was Sie sehen!« Seine Stimme war nur noch ein heiseres Flüstern.

»Ich sehe einen Raum voller Gäste«, antwortete Merton.

»Aber das Podest! Schauen Sie auf das Podest!«

»Dort ist niemand.«

»Oh, Merton, warum haben Sie mich hierhergebracht? Ach, wäre ich doch draußen auf dem weiten Ozean. Ich würde doch nur das Beben meines stolzen Schiffes unter meinen Füßen spüren und die wilden, entfesselten Winde hören, die das Wasser zu berghohen Wellen aufpeitschen. Dies ist ein neues Kapitel in meiner Lebensgeschichte und es wird mir entweder Freude bereiten oder mich einen noch dunkleren Pfad beschreiten lassen. Kommen Sie, folgen Sie mir.«

»Wohin gehen Sie, Sir?«, fragte Merton in großer Aufregung.

»Mitten unter jene Gesellschaft, um ein Tableau einzuführen, das der Wirklichkeit entspricht.«

»Aber Ihre Erregung, Ihr plötzliches Erscheinen, Sie ...«

»Nun, mein was? Glauben Sie, mich schert die Meinung anderer, oder ich beabsichtige, mein Handeln der anwesenden Versammlung anzupassen?«, sagte er streng und schritt in den Korridor. »Kommen Sie, Merton, und sehen Sie, wie das hier endet.«

Die beiden betraten den Salon, anscheinend unbemerkt, und setzten sich dorthin, wo sie am wenigsten Aufmerksamkeit erregten. Merton blickte sich hastig im Raum nach jener um, nach der er sich so sehr sehnte, doch er suchte vergeb-

lich. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder seinem Vorgesetzten zu.

»Was war es, Sir, das Ihre Aufregung verursacht hat?«, fragte der junge Mann flüsternd.

»Schweigen Sie, und Sie werden bald alles wissen.«

»Wie heißt das nächste Stück?«, hörte Merton eine Dame in seiner Nähe fragen.

»Die Witwe«, lautete die Antwort. »Mrs. Bryce ist die Darstellerin. Es wird zweifellos hervorragend dargestellt werden.«

In diesem Moment ertönte das Läuten einer Glocke, woraufhin das Gemurmel der Stimmen augenblicklich verstummte. Alle Augen waren darauf gerichtet, was sich hinter dem anmutig drapierten Vorhang verbergen würde.

Auf einem samtenen Stuhl sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt und den Blick fest auf ein Miniaturbildnis in ihren Händen geheftet, war Mrs. Bryce zu sehen. Ihr Haar war schlicht, aber wunderschön frisiert, und ihr tiefschwarzes Kleid schmiegte sich vorteilhaft an ihre noch immer wohlgeformte Gestalt. Das Alter hatte sie nur leicht mit seiner frostigen Hand berührt. Das sanfte Licht, das die gut platzierten Lampen auf die Bühne warfen, machte das Bild zu einer Darstellung von ergreifender Wirkung und Schönheit. Es porträtierte eine jener Frauen Amerikas, die ihren Ehemann ermutigt hatten, für die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit in die Schlacht zu ziehen. Während er ihrem Geheiß folgte, wurde er vom Tod niedergestreckt, sodass sie nun allein zurückblieb und sich ohne Gefährten durch die Reise des Lebens kämpfen musste.

Sie spielte ihre Rolle so meisterhaft, dass nicht die geringste Bewegung sichtbar war. Obwohl das Tableau nur diese eine Figur umfasste, war es das eindrucksvollste des Abends. Auf ein weiteres Glockenzeichen hin änderte sie ihre Haltung: Langsam sank sie in die Knie und nahm eine betende Haltung ein, als flehe sie Gott an, sie zu sich und zu dem Verlorenen zu führen. Zum ersten Mal waren ihre Gesichtszüge deutlich zu erkennen. Was verursachte das Heben ihrer Brust, das Zittern ihrer Lippen – ja, sogar die Träne, die in ihrem Auge glänzte? Eine Saite war angeschlagen worden, deren Schwingung ihr gesamtes Wesen erschütterte. Ein schwaches Licht schien durch die Stationen ihrer Lebenspilgerfahrt, die nun von der Zeit verdunkelt und fast vergessen waren, und weckte die Erinnerungen an glücklichere Tage. Sie kämpfte darum, ruhig zu bleiben und die Fluten einer von Erinnerungen überwältigten Seele zurückzuhalten. Und obwohl es ihr gelang, kostete es sie größte Entschlossenheit.

Diejenigen, die zusahen, konnten nicht applaudieren. Die Szene war zu wahrhaftig, um durch Applaus gestört zu werden. Eine Stille, die durch kein noch so leises Geräusch unterbrochen wurde, erfüllte den Raum. Schließlich wurde die Glocke erneut betätigt, denn die Verantwortlichen hatten ihre Pflicht vernachlässigt – sie starrten wie gebannt auf dieses schmerzhafteste Bild. Plötzlich schreckte eine tiefe, hohle Stimme die Anwesenden auf.

»Lasst den Vorhang offen! Das Ende des Aktes ist noch nicht erreicht!«

Die Gesellschaft erstarrte vor Schreck, als sie sah, wie eine

gebieterische Gestalt auf die Bühne sprang und vor der immer noch knienden Frau stehen blieb.

»Bin ich vergessen, Ella?«

Seine Antwort war der starre, schmerzvolle Blick jener Augen, die ihn einst so oft voller Liebe angesehen hatten.

»Ella, bin ich vergessen?«, fuhr er fort. »Haben die langen Jahre die Liebe aus deinem Herzen verdrängt, die du einst für mich empfunden hast? Oh, blick mich doch mit Güte an, wenn auch nur für einen Augenblick! Denk an unser Kind! Ob es lebt oder tot ist, denk daran, dass ich sein Vater bin! Noch immer schweigst du? Dann lebe wohl! Ein langes, ewiges Lebewohl!«

Er wandte sich um, um zu gehen.

Ein wilder Schrei war die Antwort, als die Gestalt der Frau leblos vor ihm zu Boden sank.

Augenblicklich herrschte Chaos. Die Gäste drängten sich um die ohnmächtige Frau, um Hilfe anzubieten, doch Monmouth winkte sie zurück. Während er den reglosen Körper in seine Arme hob, sagte er: »Zurück! Geben Sie ihr Luft!«

Die Gesellschaft wich vor seinem strengen Befehl zurück.

Mertons Erstaunen war unterdessen so groß, dass er alles um sich herum vergaß, sogar das liebliche Wesen, das er seine Frau nannte. Selbst als die Aufregung ihren Höhepunkt erreichte und alle herbeieilten, um der ohnmächtigen Frau beizustehen, blieb er wie angewurzelt an seinem Platz stehen. Er rührte sich erst, als Mrs. Bryce in ihr Zimmer gebracht worden war. Als wieder Stille einkehrte, riefen ihn die Erklärungen seines Vorgesetzten in die Gegenwart zurück.

»Meine Freunde«, begann der Captain, »ich bedaure, dass meine Anwesenheit dazu geführt hat, dass die Unterhaltung dieses Abends so jäh unterbrochen wurde. Lassen Sie mich Ihnen mitteilen, dass ich Charles Monmouth bin, Kommandant der BLACK SHIP, dessen Taten zweifellos das Herz eines jeden Amerikaners mit Stolz erfüllen und den Seeleuten Englands Schrecken eingejagt haben. Dort drüben steht einer, auf den sein Land stolz sein kann und der in einem Atemzug mit mir genannt werden sollte: Leutnant Harold Merton, dessen Mut und Klugheit die BLACK SHIP viel von seinem Ruhm verdankt.«

Die erstaunte Gesellschaft drängte begierig nach vorn, um die Hand des Mannes zu ergreifen, dessen Namen sie so oft gehört hatten. Nachdem sie ihre Glückwünsche ausgesprochen hatten, wandten sie sich um, um nach Merton zu suchen – doch sie suchten vergeblich. Das feine Gehör der Liebe hatte den leichten Schritt vernommen und der junge Mann lag bereits in den Armen seiner Frau. In verzücktem Schweigen standen sie vor der Versammlung. Merton brach schließlich den Bann, indem er die Arme von seinem Nacken löste, Claras strahlendes Gesicht von seiner Brust hob und sagte: »Meine Damen und Herren, das ist meine Frau, Mrs. Merton.«

Mr. Snowden schwieg vor Staunen. »Seine Frau!«, murmelte er immer wieder vor sich hin, nachdem er seine Gedanken gesammelt hatte. Und dann noch das Wiederauftauchen des Ehemanns seiner Schwester! Wahrlich, dies schien ihm eine Nacht voller unheilvoller Vorzeichen zu sein. Unbemerkt verließ er den Raum. Der Abend war bereits weit

fortgeschritten und so sehr die beiden Offiziere auch geneigt waren zu bleiben, verbot es ihnen die strenge Disziplin des Dienstes. Mit dem Versprechen, am nächsten Morgen zurückzukehren, verabschiedeten sie sich und begaben sich mit beschwingten Gefühlen zu ihrem Schiff.

Am Morgen finden wir die beiden Offiziere erneut auf dem Weg zum Herrenhaus von Mr. Snowden. Captain Monmouths Auftreten war ruhig und ernst.

»Warum sind Sie heute Morgen so bedrückt?«, fragte Merton schließlich. »Sicherlich haben Sie die Hoffnung, dass der Irrtum der Jahre nun berichtigt wird, und die Erwartung, dass der Rest Ihres Lebens hell und glücklich sein wird, sollte Sie doch froh stimmen.«

»Sehr wahr«, erwiderte sein Vorgesetzter. »Dennoch hat sich diese Gemütsverfassung so fest an mich geheftet, dass sie nicht mit einem Mal weichen kann. Ich habe Grund für zumindest eine augenblickliche Freude.«

»Ich habe das Gefühl, Sir, dass es eine Freude für immer sein wird. Und der Gedanke, dass ich tatsächlich durch verwandtschaftliche Bande mit Ihnen verbunden bin, ist äußerst beglückend!«

Mertons Gesicht spiegelte die Freude wider, die seine ganze Seele erfüllte.

Der Captain ergriff seine Hand und sagte: »Gott segne Sie!« Dabei rannen ihm die Tränen ungehemmt über die Wangen.

Die beiden gingen schweigend zum Herrenhaus. Offensichtlich waren sie erwartete Gäste. Mr. Snowden empfing sie mit vornehmer Herzlichkeit, doch sein besorgtes Gesicht

verriet das Misstrauen und die Enttäuschung in seinem Herzen.

Der Captain suchte sofort die Nähe von Mrs. Bryce. Sie reichte ihm die Hand, sah ihm fest in die Augen und sagte: »Ich danke Gott, dass du zu mir zurückgekehrt bist!«

Der strenge Seemann konnte nur »Meine Frau!« sagen, während er sie an seine Brust zog.

Clara und Merton wurden Zeugen davon. Selbst in ihrem Moment des überquellenden Glücks empfanden sie tiefe Dankbarkeit für die Rückkehr und die liebevolle Wiedervereinigung mit dem lang vermissten Vater.

Schon bald nahm die Gesellschaft wieder ihre Plätze ein. Captain Monmouth begann sofort, seine Geschichte zu erzählen, um seine Seele von der lange getragenen Last zu befreien.

»Indem ich die Ursachen darlege, die mich so lange von ihr entfremdet haben, der ich nie Unrecht getan habe, möchte ich niemanden aus der gegenwärtigen Gesellschaft beschuldigen. Ich muss gestehen: Hätten Sie, Herr Snowden, mir Gehör geschenkt oder wären Sie, meine liebe Frau, nicht so sehr von jenen beeinflusst worden, die mir Böses wünschten und teils so erbittert waren, dass sie mir nicht einmal die Gelegenheit gaben, mich von den falschen Anschuldigungen reinzuwaschen, so wäre uns beiden viel Elend erspart geblieben.

Die Vorwürfe, die vorgebracht wurden und die Sie alle glaubten, waren folgende:

Erstens: In Bezug auf das Testament, das meiner Frau die Hälfte des Eigentums Ihres einzigen Bruders, Herr

Snowden, hinterließ, hieß es, das Kodizill sei entfernt worden – und zwar von mir. Als Grund wurde angeführt, dass das eigentliche Testament keine Vorbehalte enthielt, während das Kodizill anordnete, dass das Eigentum nicht von ihr auf ihren Ehemann, sondern auf ihre Kinder übertragen werden dürfe.

Zweitens wurde behauptet, ich sei von Anfang an ein Nichtsnutz gewesen, bewandert im Glücksspiel und überhaupt in all den lasterhaften Wegen ausschweifender Männer. Allerdings soll ich über genügend List verfügt haben, um dies vor der Frau, die ich liebte, zu verbergen.

Die Umstände begünstigten die elenden Schurken, die diesen Plan ausgeheckt hatten, um mich zu ruinieren und mein Glück zu zerstören. Wird es notwendig sein, dass ich alles, was sich zugetragen hat, im Detail schildere, oder sind die Umstände noch frisch genug, um auf Worte verzichten zu können? Ich hoffe es.«

»Fasse dich kurz, lieber Mann, denn das Thema ist schon quälend genug, wenn man nur daran denkt, geschweige denn, es zum Gegenstand eines Gesprächs zu machen«, erwiderte seine Frau und blickte bittend durch Tränen in sein Gesicht.

»Was das Testament betrifft, so habe ich erfahren, dass Sie schon vor langer Zeit von meiner Unschuld überzeugt wurden. Denn, obwohl ich Sie seit jenem unseligen Tag nie wiedergesehen habe, erfuhr ich von anderen, dass dies der Fall war. Sie sind sich dieser Tatsache sicher, Mr. Snowden?«

»Vollkommen, Sir.«

»Die verbleibende Anschuldigung liegt jedoch noch im-

mer im Dunkeln, da die Wahrheit nie ans Licht gekommen ist. Der Grund, warum ich in beiden Fällen beschuldigt wurde, war ein Mann namens Tripton. Er hatte Ihre Schwester zur gleichen Zeit geliebt wie ich. Er war es, der die Geschichte mit dem Testament erfand, von dem er auf irgendeine Weise erfahren hatte. Um seine Ziele voranzutreiben, heuerte er einen Mann an, der zu jeder Tat fähig war: einen verlebten Glücksspieler. Zwischen diesem Mann und mir bestand eine bemerkenswerte Ähnlichkeit, und Tripton nutzte dies zu seinem Vorteil, denn während er selbst im Dunkeln blieb, ließen die Geschichten über meine angeblichen Verfehlungen ihn in einem guten Licht erscheinen.

Sein Plan sah vor, dass er durch wiederholte Besuche und Beweise uneigennütziger Freundschaft schließlich mit mir sprach – auf eine Weise, die andeutete, dass ihm diese Pflicht schmerzlich sei. Um seine Behauptungen zu belegen, bot er Mr. Snowden und anderen an, sich selbst ein Bild zu machen. Dabei wählte er stets Zeiten, in denen mich die Geschäfte aus der Stadt riefen oder ich bis spät in die Nacht außer Haus bleiben musste. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, dass die gesehene Person, die als ich ausgegeben wurde, sein Komplize war.

Ich ahnte nichts von all dem, bis mir – wie durch einen plötzlichen Sturm – meine Frau entrissen wurde. Man verweigerte mir sogar die Chance, meine Unschuld zu beweisen. Die Beweise für meine Schuld seien unanfechtbar, hieß es, und man wolle nicht, dass ich meine Verbrechen auch noch durch Meineid vergrößere.

In seiner Stimme schwang ein Hauch von Vorwurf mit, als

er diese Worte aussprach. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Doch genug davon. Dieses Papier, das ich dem Komplizen vor dessen Tod abgenommen habe, wird meine Unschuld augenblicklich beweisen.«

Mr. Snowden nahm das überreichte Dokument entgegen und las es aufmerksam durch. Als er es seiner Schwester weiterreichte, erhob er sich, ergriff die Hand des Kapitäns und sagte herzlich: »Ich hoffe, Sie werden nicht zu hart über mich urteilen, weil ich Ihnen so viele Tage voller Kummer bereitet habe. Sie müssen verstehen, dass die Beweise nahezu unanfechtbar schienen. Verzeihen Sie mir, mein werter Herr, und seien Sie versichert, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um dies wieder gutzumachen.«

»Alles, was ich verlange, ist das Wissen, dass Sie nun erkennen, dass ich nicht der Mann bin, für den man mich so lange hielt. Möge in Zukunft eine Freundschaft ohne Argwohn zwischen uns bestehen.«

An mir soll es nicht liegen, wenn dies nicht geschieht. Lassen wir das Thema also ruhen und begraben wir es tief zusammen mit den unangenehmen Momenten der Vergangenheit. Leben wir für die Liebe und die Zufriedenheit in den kommenden Tagen! Auch Ihnen, Lieutenant Merton, möchte ich noch ein Wort sagen, bevor diese schmerzliche Unterredung für immer beendet ist«, fügte er hinzu und wandte sich mit einem freundlichen Lächeln dem jungen Mann zu. »Im Eifer meiner Vaterlandsliebe habe ich Sie mit einer Härte behandelt, die ich aufrichtig bereue und für die ich um Verzeihung bitte. Sie haben Clara ohne Prunk geheiratet, unter äußerst düsteren Vorzeichen – sowohl was den Zeit-

punkt als auch den damals beklagenswerten Zustand des Landes betrifft. Ich schlage vor, dass wir über diese Dinge nicht mehr sprechen, sondern eine neue Ära in unserem Leben einläuten, indem wir unsere Freunde erneut einladen. Und das lebende Bild soll diesmal nicht die trauernde Witwe darstellen, sondern das freudvollere Bild der Wiedervereinigung von Leben und Liebe.«

Es fiel Captain Monmouth und Lieutenant Merton schwerer als erwartet, das Kommando über ihr Schiff niederzulegen. Das Land, dem sie so wertvolle Dienste geleistet hatten, wollte sie nur ungern ziehen lassen. Schließlich wurde ihnen die Erlaubnis unter der Bedingung gewährt, dass sie ihre Hilfe erneut zusagten, sollte diese jemals benötigt werden. Der Abschied von der Mannschaft war eine höchst rührende und prüfende Szene. Die Männer, die mit unerschütterlichem Herzen den Gefahren der Schlacht getrotzt oder der Wut des Sturms widerstanden hatten, vergossen dicke Tränen, als sie die Hände ihrer Offiziere ergriffen und Lebewohl sagten. Ronald bestand darauf, Merton zu begleiten, und blieb zwei Jahre lang an Land. Die Veränderung war ihm jedoch zu eintönig und so kehrte er auf das Schiff zurück. Dabei besuchte er alljährlich diejenigen, zu deren Glück er beigetragen hatte.

Die Zeit verging, und jeder Tag brachte den Charakteren unserer Geschichte mehr Glück. Das Dach, das einen schützte, schützte sie alle. Sie hatten sich auf der Plantage von Mr. Snowden niedergelassen, da die Gesundheit von Mutter und Tochter die lindernden Brisen eines südlichen Klimas erforderte.

»Also, Ronald, hast du dich nun endgültig entschieden, den Ozean zu verlassen und den Rest deiner Tage bei uns zu verbringen?«, fragte Clara eines Abends im Vorfrühling, als sie alle im Salon versammelt waren.

»Ay, my Leddie«, antwortete der Seemann. »Ich habe genug vom Salzwasser.«

»Das hast du in der Tat, Ronald, und ich spreche wohl für alle, wenn ich sage, dass dein Heim bei uns genauso sein wird, wie du es dir wünschst.«

»Das weiß ich, my Leddie, und ich werde manch fröhliche Stunde damit verbringen, den hübschen Kindern von den Heldentaten ihrer Väter zu erzählen, als er und ich auf der BLACK SHIP über die Meere kreuzten.«

ENDE

